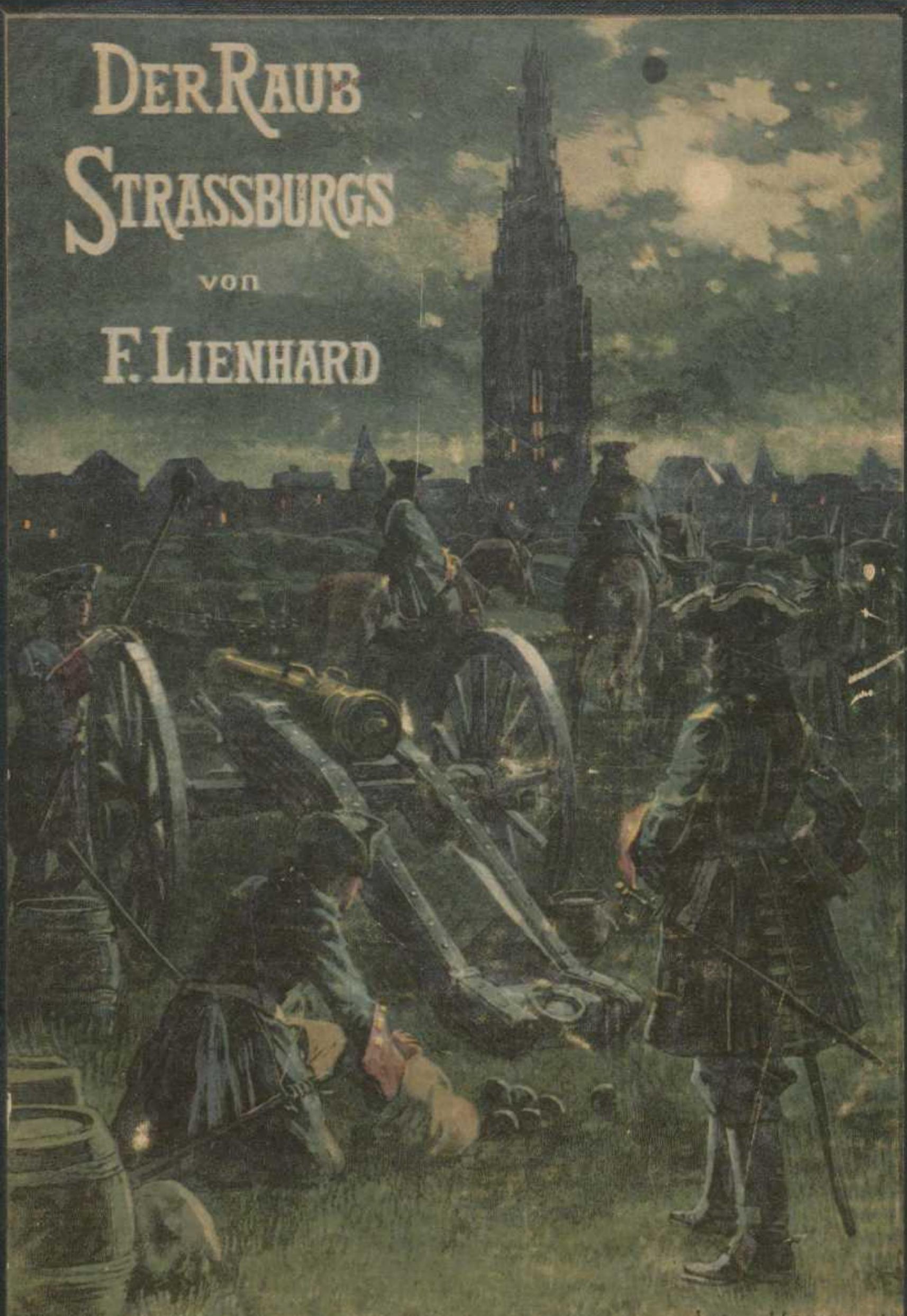


DER RAUB
STRASSBURGS
VON
F. LIENHARD



Anton HOFFMANN
München

Verlag von J. F. Lehmann, München.





loo
2-

Joh^s Fassbender,
Buch- u. Musikalienhdlg., Antiquariat
Grünstr. 6 ELBERFELD Fernspr. 1780

Wolff. Kaeberle.
1907.

Julius Lohmeyers
Vaterländische Jugendbücherei
für Knaben und Mädchen.

Erich Keller
1914.

Band 2.

Der Raub Strassburgs.

Geschichtliche Erzählung

von

Fritz Lienhard.

Mit Abbildungen von Fritz Bergen und W. Weimar.

❧ Zweite Auflage. ❧



München.
J. F. Lehmann's Verlag.

D
LIEr



A

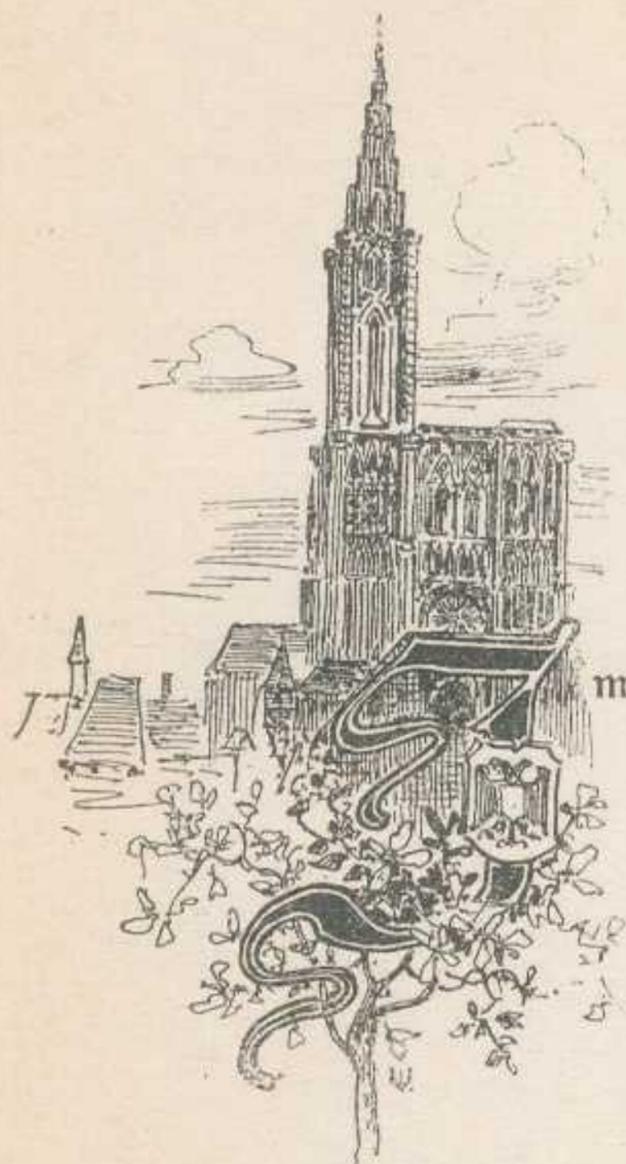
78/1008 D

Alle Rechte, insbesondere auch das der Dramatisierung,
behält sich der Verfasser vor.

[1898]

Dr. Frz. P. Datterer & Cie., G. m. b. H., Freising.





Im trostlosen Jahrhundert des Dreißigjährigen Krieges, der unserem deutschen Vaterlande so viel Leid gebracht hat, war es wahrlich kein Vergnügen, höchster Beamter der alten deutschen Reichsstadt Straßburg am Rhein zu sein. Der Bürgermeister — so wurde der Bürgermeister von Straßburg genannt — hatte in einer Stadt, die so nahe an der französischen Grenze lag, fortwährend dafür zu sorgen, daß man mit dem mächtigen Nachbarn Ludwig dem Vierzehnten in gutem Frieden blieb. Denn das Deutsche Reich war durch die endlosen Kriege so entkräftet, daß die Stadt am grünen Rhein von dem Reiche, wenn sie auch noch so standhaft Treue hielt, wenig Schirm und Schutz zu hoffen hatte. Der Kaiser brauchte seine Truppen und sein Geld gegen die Türken, die immer wieder im Osten ins Reich fielen; die deutschen Fürsten waren, wie leider so oft, untereinander uneinig; die Politiker und Diplomaten vergeudeten in umständlichen Beratungen und Formalitäten ihre beste Zeit und ihre beste Tatkraft. Es war ein zerrissenes und ermattetes, aus vielen Wunden blutendes, von Spaniern, Schweden, Franzosen und Türken allenthalben überflutetes Deutschland, eine unselige Zeit!

Aber das Elsaß war durch alle Stürme hindurch seit mehr als tausend Jahren ein ferndeutsches Land geblieben. Es wohnt in der oberrheinischen Tiefebene, bis hinauf in die Schweiz, der rauhe und biedere Stamm der Alemannen. Im Norden, weit rheinabwärts, sitzt der etwas leichtblütigere Frankenstamm. Und

in den Bergen mögen wohl von uralten Zeiten her Gallier oder Reste einer noch älteren Menschenrasse übrig geblieben sein. Ueberall aber, in Berg und Ebene, wurde unsere liebe deutsche Muttersprache gesprochen.

Das Elsaß ist ein schönes und fruchtbares Land. Als einst der französische König Ludwig XIV. von der Zaberner Steige her ins Elsaß ritt, rief er entzückt aus: „Quel beau jardin!“ (Welch ein schöner Garten!) Ja, das Land am Rhein ist wie ein blühender Garten! Reiche Kornfelder wogen in seiner Ebene, ein Wald von herrlichen Obstbäumen umhüllt jedes der vielen Dörfer, und am Fuße des Wasgaus hin wächst ein herrlicher Wein. Drüben aber, wie eine Mauer vor Frankreich, zieht sich ein Grenzgebirge voll unentwehpter Wälder von Norden nach Süden, blauestig zum badischen Schwarzwald herübergrüßend. Wasgau hieß dies Grenzgebirge in alten Zeiten; die Römer aber nannten es „Vosegus mons“; und aus Vosegus machten die Franzosen vosges, und dies vosges wurde nun wieder ins Deutsche zurückübersetzt und in „Vogesen“ verkehrt. Der richtige und schöne alte Name ist aber Wasgau.

In diesem gesegneten Lande lagen zwischen zahlreichen Dörfern, wovon aber gar manches im furchtbaren Schwedenkriege gänzlich zerstört und nimmer wieder aufgebaut worden ist, schon im Mittelalter blühende und starke Städte. Eine Anzahl dieser Städte hatte sich nach der Hohenstaufenzeit so viel eigene Rechte erworben, daß sie nur unter unmittelbarer kaiserlicher Hoheit standen. Es waren dies die sogenannten „Freien Reichsstädte“: Hagenau, Kolmar, Schlettstadt, Weißenburg, Kayserberg, Oberehnheim, Rosheim, Münster im Gregoriental, Türckheim.

Ihrer aller die berühmteste und größte war aber Straßburg, eine uralte Stadt, die schon in Römerzeiten ein Kastell, eine Festung war, Argentoratum genannt. Weithin leuchtet über Straßburgs spitze Giebel und lauschige Erker das gotische Wunderbauwerk Meister Erwins, das Straßburger Münster. Straßburg war, schon von der Zeit des Münsterbaues ab, nicht nur eine reiche, es war auch eine starke Stadt, umschirmt von festen Mauern und Wällen, mit berühmtem Geschütz versehen. Und Straßburg war für die ganze Landschaft eine gar wichtige Stadt; denn die Brücke, die beim nahen Kehl über den Rhein geht, war im

Besitze der Straßburger; der befestigte Brückenkopf war fortwährend mit einer Straßburger Wache besetzt. Der Weg über den Rhein führt also in jener ganzen Landschaft über Straßburg; die Stadt war der Schlüssel zu Deutschland.

Das wußten auch die Leute jenseits des Wasgaus recht wohl; und die deutsche Stadt Straßburg schien ihnen daher längst eine gar begehrenswerte Perle.

* * *

Der Ammeister des Jahres 1681, der ehrenfeste Herr Würz, schritt wieder einmal mit schweren Schritten in seinem Zimmer auf und ab. Wohl lag über der sommerlichen Stadt ein heller Sonnenschein; wohl klang aus der Waffenschmiede unten im Hofe ein fröhliches Lachen und Hämmern. Und im Zimmer selbst spielte der Sonnenschein in den vier Weingläsern, die auf dem Tische standen, und warf Kringel an das Getäfel der Wand. Durch das offene Fenster aber ragte der hohe Münsterturm herüber, groß und heldenhaft gen Himmel mahnend.

Es befanden sich außer dem Ammeister selbst, der ein starker Mann mit braunem, bereits etwas ergrautem Vollbart war, noch drei Herren vom Räte im Zimmer. Da war Herr Advokat Binder, ein ernster und tüchtiger Charakter, den man eben jetzt nach Wien zum Kaiser und nach Regensburg zum dort tagenden Reichstag sandte, damit er der bedrängten Stadt Hilfgelder auswirke. Er saß am Tisch, den Arm auf Aktenpapiere gelegt, und trommelte mit den Fingern schweigend auf den Papieren.

Ihm gegenüber, ebenfalls sehr schweigsam, saß Herr Dietrich, der mehrmals bereits mit Ehren das Ammeister-Amt versehen hatte, ein Mann von feiner Bildung und tiefer christlicher Gesinnung. Er war es, der nachher vor dem König von Frankreich, als viele abfielen, so standhaft seinen evangelischen Glauben bekennt und dafür in französischen Kerken viele Jahre gelitten hat.

Binder und Dietrich waren des Ammeisters Freunde, namentlich Dietrich. Nicht besonders gut stand aber der Ammeister mit dem dritten Besucher, der etwas erregt im Zimmer hin und her lief und teils spöttisch die Achseln zuckte, teils lebhaft mit den Händen fuchtelte. Das war der Professor der Geschichte und Wohlredenheit, Dr. Obrecht.

„Und also versuchen wir, Kaiser und Reich zur Beihilfe zu bewegen und senden Euch nach Wien, Freund Binder,“ sprach eben der Ammeister. „Nehmt all Eure Redekunst, nehmt allen Scharfsinn eines diplomatischen Verstandes recht herzlich zusammen! Ihr sollt der guten Stadt Straßburg Hilfgelder zurückbringen, blanke Goldgulden, keine leeren Vertröstungen! Habt Ihr verstanden, lieber Bruder? Keine leeren Vertröstungen, womit die papierenen Herren dort so willig und bereit sind!“

„Hofft nicht zu viel von dieser meiner Sendung,“ erwiderte Binder und schaute wenig zuversichtlich vor sich hin.

„Nous verrons!“ rief Professor Obrecht. „Das wird sich klärlich zeigen. Sucht Geld zu erwischen, Binder, darin hat der Ammeister Recht! Geld, Geld, und noch einmal Geld, wie Montecuculi sagt. Alsdann ist kein Grund mehr, ängstlichen Gemütes zu sein! Wozu? Der Krieg ist dahinten, Handel und Wandel können nunmehr vortrefflich wiederum gedeihen — aber item, das Geld ist zu Straßburg schändlich rar! Glaubt ihr also, ihr Herren, daß uns diese Reise des Herrn Advokaten Gelder schafft — bene! Ich wäre zwar der Ansicht, es gibt noch andere Quellen guten Goldes, nicht bloß zu Wien oder Regensburg.“

„Wir wenden uns, dächt' ich, allein an unseren Kaiser; denn er ist von Gottes und Rechtswegen unser Herr,“ sprach hier Dominikus Dietrich ruhig und fest.

„Gewiß, gewiß!“ begütigte Herr Obrecht mit halb spöttischem Lächeln. „Wollte Gott, die deutschen Fürsten dächten ebenso bieder wie unsere verlorene Grenzstadt. „Non olet“, heißt's bei den Herren! „Geld riecht nicht,“ gleichviel aus wessen Fingern es in den Beutel springt. Ihr haltet ja so viel von der Mark Brandenburg, Würtz — fragt doch einmal euren Neffen Sydow über dies Pünktlein aus. Der Kurfürst ist ein tapferer Mann, mag sein, aber auch ein Mann, der mit der Zeit geht und“ —

„Tut mir die Liebe an,“ unterbrach ihn der heute noch recht ruhige Ammeister, indem er vor dem fuchtelnden und achselzuckenden Politiker stehen blieb, „und sprecht mir nicht wieder von dem elenden Gewäsch und Gerücht, der Brandenburger habe sich vom Louis-quatorze bestechen lassen! Wißt Ihr, Herr Professor der Rhetorik, was man „Charakter“ nennt? Kennt Ihr das Ding? Ich will's Euch sagen, Ihr könnt ein lateinisch Sätzlein drüber machen: als einen Charakter rühmt man den Mann,

der da gradaus tut, was er für richtig erkannt hat, und zwar immer und aller Wege tut, ob da gleich alle Fürsten und Kurfürsten und Bischöfe und Päpste oder was Ihr wollt vom rechten Wege abfallen, ob da gleich sein eigenes Wohl und Gedeihen darüber in Stücke breche! In guten Zeiten ein Charakter zu sein, ist kein Kunststück! Aber heute, Herr Professor, wo die Sonne Ludwig des Vierzehnten alles überglitzert und übergleißt, heute treu und truzig hier in einer Grenzstadt zum angestammten Reich zu halten — heute ist's so zu sagen ein Kunststück oder wird doch bald eines werden, wenn uns die französische Diplomatie demnächst auf den Leib rückt! . . . Also kommt mir nicht mit guten oder schlechten Beispielen, sei's der Kurfürst von Brandenburg, sei's der bezahlte Bischof Egon von Fürstenberg — ich tue, was ich für recht erkenne, mag's nun biegen oder brechen!"

Dietrich stand auf und drückte dem Freunde schweigend die Hand; auch Binder nickte vor sich, schaute aber bekümmert auf denselben Fleck. Professor Obrecht zuckte die Achseln und schwieg; er wußte, daß mit dem rauhen Waffenschmied zu Zeiten nicht gut Kirschen essen war; und er fühlte auch ganz genau, wann der vollblütige Ammeister keinen Widerspruch vertrug.

„Was mich so besorgt macht,“ fuhr Meister Würtz fort, „ist noch gar nicht 'mal eigentlich die finanzielle Nothlage der Stadt. Darüber werden wir hinauskommen, wenn uns Gott den Frieden wahrh. Aber die Leute da drüben in der Regenecke fürcht' ich! Gebt acht, französischer Diplomatie und französischem Geld gelingen noch ganz wunderbare Dinge hier in unserem Elsaß!"

„Mon dieu!“ warf der gelehrte Obrecht hin.

„Ja wohl!“ beharrte der Ammeister mit Nachdruck. „Ihr, Herr Obrecht, und eure Partei habt's ja jetzt glücklich durchgesetzt, daß die kaiserliche Besatzung, die wir während des Krieges aufnahmen, die Stadt wieder verläßt. Unsere Unabhängigkeit sei gefährdet! Als ob die Habsburger einen Anschlag auf Straßburg vorhätten! Und wenn auch? Immer noch lieber kaiserlich-habsburgisch, als — — nun, was uns über kurz oder lang sicher treffen wird!"

„Ihr seid ein Schwarzseher, Meister!“ warf Obrecht hin.

„Mir scheint, ich sehe die Dinge klar und nüchtern, wie sie sind, kein Jota anders. Und wenn —“

„Meine Herren,“ sagte jetzt Binder und erhob sich, „die Münsteruhr schlägt zehn, ich breche auf.“

Auch Herr Dietrich erhob sich. Der Ammeister trat an den Tisch und füllte noch einmal die Gläser.

„Habt Recht, Advokat Binder! Kommt her, ihr Herren, noch einen Trunk! Wir wollen Herrn Binder nicht mit so verdrießlichen Gesichtern entlassen!“

Und sie erhoben die Gläser.

„Meine Freunde,“ sprach Dietrich, „auf ein starkes Deutschland und auf ein freies, gesundes Straßburg!“

„Brav gesprochen!“ rief der Ammeister, und die Gläser klangen zusammen. Und als sie getrunken hatten und wieder absetzten, fuhr der biedere Waffenschmied fort:

„Und jetzt füll' ich die Gläser noch einmal: auch unserer kaiserlichen Majestät zu Wien, Herrn Leopold, mag eine herzhafte Gesundheit wohl bekommen! Täte der Kaiser recht oft in Rappoltswiler Wein Bescheid — weiß Gott, es wär' um die Reichsregierung ein bischen feuriger bestellt!“

Professor Obrecht stellte bei diesem festen alemannischen Trinkspruch das Glas wieder hin. Er runzelte die Stirne; der Gegensatz zur politischen Anschauung des Ammeisters brach wieder einmal bei ihm durch.

„Herr Ammeister,“ sprach er, „darf ich mir auch noch ein Wörtlein herausnehmen? Was uns hier in Straßburg das Regiment so schwer macht, das ist freilich nicht unsere finanzielle Misere, da habt Ihr Recht. Es sind aber auch nicht die Eroberungsgelüste Frankreichs! Das Elend hier im Elsaß ist die Halbheit!“

„Just so!“ rief der Ammeister und stieß das Glas auf den Tisch. „Aber Ihr —“

„Was sagt Ihr „just so?“ Bringt Ihr nicht selbst einen Trinkspruch aus auf Kaiser und Reich? Und spricht nicht Herr Dietrich zugleich von einem „freien“ Straßburg? Wir sind hier eine unabhängige res publica, ein freies Gemeinwesen, mit allen Rechten und Privilegien! Das ist euch nicht mehr bewußt, Ihr lauft dem Deutschen Reiche nach, statt für euch selber zu sorgen, aus euch selber heraus, und weder Deutsche, noch Franzosen zu sein, sondern eben Straßburger, gute alte Straßburger, weiter

gar nichts! Satis mihi dixisse videor, spricht Cicero! Das ist meine Meinung!"

Das hatte der Lehrer der Beredsamkeit mit einer großen Hefigkeit gesprochen, denn er wußte wohl, daß er damit die Anschauung der drei Anderen reizte.

„Für uns selber zu sorgen?“ erwiderte der ruhige Binder. „Wollt Ihr uns vielleicht die Summen vorschleßen, Herr Professor Obrecht, die ich zu Wien holen soll?“

„Weder Deutsche noch Franzosen?“ erwiderte auch Dietrich. „Erlaubt: in welcher Sprache sprecht Ihr denn mit uns?“

„Nun, zufällig in der deutschen,“ war die Antwort. „Ich könnt' es euch aber, so 's euch Spaß machte, ebenso gut oder besser in Vergils und Horazens Sprache verdeutlichen. Beweist das etwas, dies Gewand der Sprache? Vous savez très-bien, que nous parlons aussi couramment la langue de Louis-quatorze!“ (Ihr wisset sehr gut, daß wir ebenso geläufig die Sprache Ludwigs des Vierzehnten sprechen.)

„Na, na! Wer denn?“ fragte der allmählich auch etwas erregte Binder. „Die paar Leute, die in unserer Reichsstadt mangelhaft französisch sprechen“ — —

„Gebt Euch keine Mühe, Binder!“ mischte sich jetzt der Ammeister ein, der schon lange in heimlichem Grimm die Unterlippe nagte, „ich will dem Herrn Professor eine kleine Prophezeiung aussprechen. Herr Obrecht, mit dem harmlosen Sätzlein, „mr sen fen Ditschi, mer sen au fen Franzose, mer sen Elsässer,“ fängt's bei den Leuten, die nach Westen horchen, alleweil an. So hat vor einem Jahr mein Vetter Güntzer, der Stadtschreiber, gesprochen; damals wollte er nur „Elsässer“ sein, sonst gar nichts. Jetzt läßt er schon ganz sachte verlaublichen, daß eine Verbindung mit einem starken Reiche denn doch für ein kleines Grenzland gar nicht so übel sei. Unter dem „starken Reiche“ aber — versteht er jetzt Frankreich! Das hat ihm der Frischmann beigebracht, der französische Gesandte! Und paßt mir wohl auf: der Frischmann kriegt noch ganz andere Männer auf seine Seite! Nehmt auch Ihr Euch in acht, Professor Obrecht! Mit Eurem Monsieur Frischmann, diesem Wühler und Spion, diesem — — kurzum, mit dem Monsieur Frischmann renn' ich noch einmal ganz übel zusammen! Versteht Ihr mich? Aber ganz übel! Ich steh' nicht dafür, daß Einer von uns Zweien die Staffeln 'runterfliegt,

wenn ich einmal auf einer Zunftstube etlichen Wein im Kopf hab'! Und daß ich der Eine nicht bin, das traut Ihr mir hoffentlich zu!"

Und der allmählich ganz ergrimmete Mann schlug sich auf den linken Arm und schaute Obrecht nicht eben freundlich in die Augen.

Dietrich hielt es jetzt für höchste Zeit, wie schon so oft, sich wieder einmal ins Mittel zu legen; er sprach einige begütigende Worte. Obrecht verbeugte sich kühl und ging; mit ihm Dietrich, der ihn in seiner milden und ernstern Art wieder zu beschwichtigen suchte.

„Geht mit Gott, Binder!“ verabschiedete sich der Ammeister von dem Wiener Sendboten. „Bringt uns Geld und Glück zurück, dann wird alles gut! Dann bessern wir unsere Wälle aus! Dann halten wir uns eine eigene Besatzung! Dann mag der Roi soleil kommen! Wir werden gerüstet sein!“

„Ich werde tun, was sich tun läßt. Verlaßt Euch auf mich, lieber Freund!“

Und Binder ging, um noch an demselben Vormittag nach Regensburg und Wien aufzubrechen. Innige Segenswünsche begleiteten seine wichtige Reise.

Zweites Kapitel.

Als sich die drei Rathsherren entfernt hatten, trat der Ammeister ans Fenster, atmete tief auf und kreuzte die Arme. Draußen in der Stadt war ein reges Leben. Der letzte Rest der aus 6000 Mann bestehenden kaiserlichen Besatzung zog heute aus; es waren Dragoner des Grafen von Arco. Halb Straßburg war auf den Beinen, zumal Gesellen, Lehrjungen und Kinder, alles lief nach dem Platz vor der Pfalz, wo sich diese Nachzügler, kaum noch drei Schwadronen, zum Auszuge sammelten.

Leise öffnete sich die Türe; des Ammeisters Gattin, Frau Martha, trat ein. Sie ging auf den sorgenvollen Gatten zu, legte ihm in ihrer sanften Art die Hände von hinten auf die Schultern und sah ihm von der Seite ins Gesicht.

„Nun? Habt ihr euch wieder gezanft?“ fragte sie lächelnd. „Herr Sydow, unser Vetter und Reitermann aus Brandenburg, möchte dir Lebewohl sagen.“

Der Ammeister drehte sich um; er sah in das milde, gütige Gesicht seiner Frau und seine Düsternis verflog.

„Hast Recht, Martha,“ sprach er, und legte lächelnd den Arm um ihre Schultern. „Laß uns junge Gesichter sehen und die Sorgen abschütteln! Wo steckt denn unser kaiserlicher Dragoner und Vagabund?“

„Er kommt da eben mit Elisabeth,“ erwiderte Frau Martha. Und indem sie die Stimme dämpfte, setzte sie hinzu: „Sag' doch, kommt's dir nicht so vor, als zöge unsere Elisabeth gar zu gern mit über den Rhein? Ich glaube, die Zwei sind sich recht gut.“

„Schön, schön, schön!“ scherzte der Alte. „So gibt's einmal eine Hochzeit, und so bleiben Elsaß und Brandenburg wenigstens in zwei Menschenkindern beisammen. Wollt' Gott, sie täten überhaupt beisammen bleiben und der mannhafte Kurfürst von Brandenburg wär' unser Herr! Der ließe uns so leicht nicht fahren! — Holla, Sydow, herein mit euch, Taugenichts!“ rief er dann mit lauter Stimme.

Es dauerte ein Weilchen, dann kam der junge Reiter ins Zimmer, sporenklirrend, in Stulpenstiefeln, das breite Bandelier mit dem Schwert um die Schulter, den Federhut in der Hand. Sein Gesicht mit dem blonden Schnurrbart war ernst, seine Gestalt aufrecht und stramm. Hinter ihm trat, etwas scheu und verlegen und mit verweinten Augen, des Ammeisters Tochter ein, schlank wie ihre Mutter, mit braunen Zöpfen, den Schlüsselbund an der Seite. Sie hielt sich still im Hintergrunde.

„Es heißt also Abschied nehmen, Vetter Sydow,“ begann der Ammeister. „Aber da stellt Euch einmal vor mich, junger Tunichtgut! Ich hab' Euch noch etliche Traktätlein mit auf den Weg zu geben!“

Der Ammeister schob einen Lehnstuhl mit kräftigem Ruck mitten in die Stube und setzte sich drein. Der junge Dragoner trat einen Schritt näher.

„Hört einmal, Junker Landstreicher, daß mir die Schwadronen des Grafen Arco auch einen Vetter meiner lieben Frau ins Land schneiten, ist ja schön und trefflich! Daß Ihr aber, ein Sohn wohlhabender Leute, der einzige Sohn, Eures Vaters ehrsam

Handwerk, die Schmiedekunst — sei's auch nur ein bied'rer Hufschmied! — an den Nagel gehängt habt und im Lande herumzigeunert, das find' ich rundum nicht recht! Verstanden?"



„Ich werde mein Wort halten, Herr Ammeister“ sprach Sydow kurz und bestimmt.

„Er hat mir ja versprochen, daß er“ — fiel Frau Martha begütigend ein.

„Und werd es halten, Herr Ammeister,“ sprach Sydow mit seiner rauhen norddeutschen Kehle kurz und bestimmt.

„Gut! Vernünftig!“ nickte der Ammeister, „Ihr habt meiner lieben Frau versprochen, daß Ihr das Soldatenhandwerk aufgeben, daß Ihr heimkehren werdet zu Ambos und Schurzfell — aber Ihr macht dazu ein so bitterböses Gesicht und schaut mir so düster, daß Euch dieses Versprechen wohl nicht von Herzen kommt! Was?“ Und der Ammeister stand auf und schlug ihm auf die Schulter. „Poß Wetter, Brandenburger, Kopf hoch! Kann auch einem fröhlichen Reitersmann das Herz schwer werden?“

„Wenn man,“ hob jetzt Sydow langsam an, und sah bald nach Elisabeth, bald nach dem Ammeister und seiner Frau, „bei so lieben Leuten zu Gast war, nachdem man so viel Bitteres erlebt hat draußen in der Welt“ — — Er stockte.

„Nun, was denn? Ich will's Euch ergänzen!“ sprach der Ammeister und faßte die Hand des Reiters, der wieder düster zu Boden schaute. „Wenn man viel Bitteres erlebt hat draußen in der Welt, so sucht man in traulicher Enge, in treuer Pflichterfüllung fortan sein Glück. Nicht wahr? Und also sollt auch Ihr tun, Herr Weltfahrer!“

„Euch danke ich das, Herr Ammeister,“ erwiderte der andere und schaute mit ehrlichen Augen in des Ammeisters Gesicht, indem er dessen Hand in der seinen behielt. „Ihr habt mir durch Euer ernstes Vorbild Arbeit und Beruf wieder lieb gemacht. Wenn ich in unserer Mark Brandenburg, nachdem ich lange ein zerfahrener Bube war, endlich ein Mann werde, so ist das Euer Verdienst — und auch das Eure, Frau Base Martha, denn Ihr habt mir durch Euer stilles Walten wieder mein Elternhaus in Erinnerung gebracht . . . Und“ — fuhr er zögernd fort und verneigte sich nach Elisabeth, „auch Euch habe ich viel Gutes zu danken, Jungfrau Elisabeth . . .“ Er wollte offenbar noch einiges sagen, aber der Abschied ging ihm sehr nahe, er brach ab und drehte den Hut in den Händen. Elisabeth aber trat in die Fenster-
nische, um den anderen ihre Tränen zu verbergen.

Der Ammeister legte dem ersten Reiter, den er in diesen Wochen ordentlich lieb gewonnen hatte, wieder die schwere Hand auf die Schulter.

„Seht einmal, Meister Sydow,“ sprach er, „solche Sturmzeiten, solches Hussah und Hallo und Hin und Her hab' ich in meiner Jugend auch durchgemacht, und zwar gründlich, könnt' Euch d'rauf verlassen!“

„Nun, nun, so schlimm war's doch wohl nicht,“ meinte Martha.

„Ja doch, Martha, meine Wanderjahre waren ein gar wildes Zigeunerleben! Habe schon in der Schule eigentlich nur in Geographie und Geschichte etwas kapiert; habe dann als Geselle halb Europa durchstreift, es waren damals, unmittelbar nach dem dreißigjährigen Krieg, entsetzlich wüste Zeiten! Ich wollte sogar einmal, weil ich dieses unseligen Deutschlands satt war, unter Morosini mit den Venetianern gegen die elenden Türken kämpfen! Na, seht Ihr, bis ich endlich an der märkischen Grenze an diesem Rosenstock hängen geblieben bin“ — dabei umfaßte er lächelnd seine Frau.

„Rosenstock?“ scherzte diese.

„Nun, nun, der Rosenstock hatte früher mancherlei Dornen! Jetzt sind wir allmählich zu alt dazu, uns zu zanken! — Seht Ihr, Sydow, darum ist mir der Norden unseres Deutschen Reiches lieb geblieben, und Eure Mark ist ein tüchtig Land, trotz Sand und Kiefernhaide! Und Euren Kurfürsten segne Gott!“

Ein schmetternder Fanfarenruf drang aus der Stadt herüber.

„Ich muß fort,“ sprach Sydow.

„Nun, so lebt denn von Herzen wohl, lieber junger Freund! Ich weiß und fühle, daß wir uns wiedersehen. Wie und wann, das überlassen wir dem lieben Gott. Sowie Ihr aber wieder nach Süddeutschland kommt, steigt Ihr stracks hier bei mir in Straßburg ab! Hier seid Ihr zu Hause!“

„Ich halte Euch beim Wort, Herr Ammeister!“

„Das dürft Ihr, Sydow, und das sollt Ihr auch! Aber nicht in dem Soldatenrock da, verstanden? — Lebt wohl!“

Noch ein Händedruck der Frau Martha, noch eine tiefe Verbeugung vor Elisabeth, und die Familie war allein.

„Sind doch ein warmherziges Völkchen, diese Brandenburger,“ sprach der Ammeister, „trotz der steifen Nacken und der rauhen Kehlen. Der Abschied ist ihm ja ordentlich schwer geworden.“

In der ferne vernahm man bereits Musik. Der Auszug begann. Der Ammeister und die zwei Frauen traten ans Fenster. Draußen liefen die Leute in die Haustüren und Köpfe streckten sich aus den Fenstern und Erkern. Es waren auf lange hinaus, bis 1870, die letzten kaiserlich deutschen Truppen, die da durch Straßburgs Gassen ritten. Ahnte das die alte Stadt? Schon

kam das Pferdegetrappel der ersten Schwadron näher und näher; und zu den Klängen der Musik klang aus hundert Reiterkehlen das wehmütige Scheidelied:

„O Straßburg, o Straßburg,
Du wunderschöne Stadt!“ . . .

Um die Ecke tauchten die blanken Helme und die hellen Federbüsche der abziehenden Dragoner auf. Offiziere grüßten herauf; Ratsherren zu Pferd und der Stadtkommandant gaben ihnen das Geleite bis an die Grenze des Stadtgebietes. Und dort ritt auch Sydow, der schon von weitem den Blick auf des Ammeisters Erker heftete, und jetzt noch einmal heraufgrüßte. Dann war alles vorüber.

„Da reiten sie,“ sprach der Ammeister wehmütig. „Und lassen Straßburg allein“ . . .

Aber er schüttelte sich aus seinen trüben Gedanken auf. „Komm, Martha, rass'le einmal mit dem Schlüsselbund, zanke die Mägde aus, dann fliegen meine bösen Gedanken fort!“ Und während er sein Obergewand abwarf und im Nebenzimmer das Schurzfell um seine stattliche Gestalt legte, fügte er hinzu: „Ich für mein Teil — am Ambosß will ich mir die politischen Sorgen weghämmern, daß die Funken fliegen!“

„Könnt' ich das doch auch!“ warf seine Frau hin, die inzwischen die Gläser auf das Auftragsbrett gestellt hatte.

„Nun?“ lächelte der bärtige Mann, den Arm um seine Frau legend, „auch so ernst? — Ach natürlich, der brandenburgische Vetter hat meiner liebwerten Frau etwelches Heimweh nach dem Norden geweckt, gelt? — Nützt nichts, liebe Alte! Die Elsässer lassen dich nicht mehr los!“

Und gemächlich lachend ging er mit ihr hinaus.

Kaum sah sich Elisabeth, die ihnen langsam nachgehen wollte, allein, so lief sie noch einmal ans Fenster und schaute den Reitern nach. Aber die Truppen waren längst vorüber. Da warf sich das Mädchen, in plötzlichem Schmerzensausbruch, auf den Boden vor dem Lehnstuhl, preßte das Gesicht auf die Arme und weinte laut.

Aus der Ferne, vom Rhein her, trug der Abendwind noch die letzten Klänge des Soldatenliedes herüber:

„O Straßburg, o Straßburg,
Du wunderschöne Stadt!“

Drittes Kapitel.

Gewöhnlich liest man in unseren Geschichtsbüchern, die deutsche Reichsstadt Straßburg sei im Jahre 1681 „durch Verrat“ an Frankreich gekommen. Ja, es war allerdings viel Treulosigkeit dabei im Spiele. Aber der Fall der schönen deutschen Stadt ist doch etwas verwickelter vor sich gegangen. Er ist mehr der schlauen französischen Politik zuzuschreiben. Die glänzend ausgebildete und sehr rührige französische Diplomatie wußte die Fäden so gewandt zu drehen und half auch gelegentlich mit Bestechungen, mit Ehrenketten und Goldstücken nach, daß sich schließlich unsere liebe Stadt im Netze befand, sie wußte selbst kaum wie. Der letzte Gewaltstreich des Generals Montclar in jener Septembernacht war dann nur der Schlüsselpunkt zu den vorangegangenen Treibereien.

Aber ein anderes müssen wir leider offen und ehrlich bekennen: es stand damals mit dem nationalen Bewußtsein nicht nur der Herren zu Straßburg, sondern überall im „Römischen Reiche teutscher Nation“ recht übel. Man konnte auf sein Vaterland nicht recht stolz sein; denn es gab in Deutschland etwa 400 kleine Staaten, von denen jeder gern ein mächtiger Herr sein wollte und von denen keiner Lust hatte, sich seinem Herrn und Kaiser unterzuordnen. Der größere Teil Deutschlands, besonders im Norden, war evangelisch; der Süden aber und der Westen, etwa von Mainz ab rheinabwärts, und der Kaiser selbst waren katholisch geblieben. Für die Evangelischen hatte der Schwedenkönig Gustav Adolf gekämpft, während der Kaiser sich aus Spanien seine Truppen holte, seine Familie stammte ja aus Spanien. So war ein heillosen Wirrwarr über unser Vaterland gekommen, und man mußte schließlich wohl fragen: wo ist denn eigentlich Deutschland?

Um so stärker war aber damals Frankreich unter dem König Ludwig XIV. Unserem schwachen, weil zersplitterten Reiche gegenüber konnte man sich viel herausnehmen, meinte der stolze König. Und so setzte er denn, nach dem Frieden von Nymwegen (1679), die sogenannten „Reunionstribunale“ ein, Gerichtshöfe, die darüber zu beschließen hatten, was denn nun eigentlich nach dem nicht immer ganz klaren Friedensvertrag zu Frankreich gehöre; da diese Richter Franzosen waren, so kann man sich denken, was sie

alles „reunierten“, d. h. für Frankreich in Anspruch nahmen. Und Deutschland sah machtlos zu, wie Dorf auf Dorf und Stadt auf Stadt von Frankreich eingesteckt wurde, weil eben die Herren Franzosen einfach sagten: „so steht's im Friedensvertrag, wenn ihr ihn richtig auslegt“.

Nun gab's aber in all dieser Mattigkeit der Deutschen doch einige Männer, die da immer wieder in Wort und Schrift und mit der Tat ihren Landsleuten klar machten: „Ihr seid Deutsche! Vergeßt das nicht!“ Solch einer war zum Beispiel der wackere Elsässer Moscherosch, der damals sein berühmtes Buch „Philander von Sittewalds Gesichte“ schrieb. Aber solche Charakterköpfe, zu denen auch unser Ammeister gehört, sind doch selten gewesen. Die langen Kriege hatten alles müd und gleichgültig gemacht.

Solch ein Gleichgültiger war auch der Straßburger Stadtschreiber Günzger. Dieser Mann war an und für sich nicht ohne Verdienste. Zu den meisten Verhandlungen mit Frankreich mußte man ihn verwenden, weil er die französische Diplomatensprache trefflich verstand, was im damaligen Straßburg etwas Seltenes war. So hatte er denn, während Binder nach Wien zog, erst kürzlich wieder die Herren Dominikus Dietrich und den Stadtrichter von Jedliß nach Paris begleitet. Straßburg beabsichtigte, nicht nur Geld von Wien zu holen, sondern zugleich mit Frankreich einen sicheren, deutlichen Vertrag zu schließen des Inhalts: daß die Stadt am Rhein als neutrale Stadt von Frankreich zu achten sei. Aber — die drei Herren kamen ohne Erfolg aus Paris und Versailles wieder zurück; man hatte sie am Königshof mit leeren Redensarten entlassen. Die Lage der Stadt war also nach wie vor völlig unsicher.

* * *

Es war am zweiten Tage nach Günzgers Rückkehr aus Paris. Der Stadtschreiber hatte sich fein angezogen und ging nun in seiner Stube unruhig auf und ab, wobei er von Zeit zu Zeit erwartungsvoll aus dem Fenster sah.

In der Fensternische saß seine Frau, die vom Land stammte, vor dem Spinnrocken und spann eifrig. Sie ließ aber ebenso eifrig ihrer munteren Junge freien Lauf, obwohl sie heute offenbar recht verdrießlich war.

„Hör' mal, Christoph,“ sagte sie, „und wenn du von den Herren zu Versailles meinethwegen zum König oder Kaiser gemacht wirst, ich wäre doch nicht glücklich dabei!“

„König und Kaiser?“ fragte Günzler verwundert. „Was träumt dir denn eigentlich? Wer soll mich denn eigentlich zum König und Kaiser machen?“

„Ich will nicht grad' sagen, daß du König und Kaiser wirst,“ meinte Frau Günzler, „aber nach hohen Titeln und anderen Sachen steht dir doch nun einmal der Kopf! Ich kenne dich, Alter, ich kenne dich nur zu gut!“

Günzler stellte sich kaltblütig vor den Spiegel und zupfte seine Kleider zurecht. „Frau,“ sprach er spöttisch, „du tätest besser daran, zu meinem Tun und Lassen fein stille zu schweigen. Weiber sollen keine Politik treiben!“

Dieser verächtliche Ausspruch brachte die lebhafteste Frau vollends auf. Sie stieß das Spinnrad beiseite und erhob sich zornig. „Günzler!“ rief sie, „sprich mir nicht wieder in diesem Ton! Ich will dir sagen, wie die Sachen stehen! Du treibst Heimlichkeiten mit den Franzosen! Ja, daß du's nur weißt! Und hättest du Augen und Ohren, du müßtest längst merken, was die Straßburger von dir halten! Und ich, deine Frau, ich kann es dann ausbaden. Beim Krämer und beim Apotheker und auf dem Markt und an allen Straßenecken hör' ich die Weibslente heimlich zischeln: „Der Günzler geht auch nicht umsonst nach Paris! Der wird sich wieder ein schönes Säckl voll Geld g'holt haben!“ Ja, du, so reden sie von dir!“

„Was geht mich das Gewäsch der Leute an!“ rief Günzler, „sie sollen mir doch etwas beweisen, wenn sie können!“

„Beweisen! Beweisen!“ rief die erregte Frau, „aber sie reden doch nun einmal, und man kann's nirgends fassen! Man ist in Acht und Bann getan und kann sich nicht einmal wehren!“ Und die gute Frau weinte fast.

„Spießbürgerstadt, erbärmliches Nest!“ sagte Günzler, steckte die Hände in die Taschen und spuckte verächtlich in die Ecke. „Siehst du, Sophie, das ist so die Art dieser winkligen, engen, krummen und dummen Reichsstadt. Hinter dem Rücken zischeln und tuscheln sie, ja wohl, verleumden und verflatschen die Abwesenden — aber ins Gesicht: Komplimente und Verbeugungen!“

„Ja, ja, so ist's!“ fiel jetzt die eifrige Frau Sophie ein,

„siehst du, heut auf dem alten Weinmarkt begegnet mir die Frau Schott aus der Langstraße — — na, sieh so eine Person! Der ihr Mann ist so einfältig, daß die Gänse vor ihm fortlaufen, und sitzt im Dreizehner-Kollegium, und sie treibt mit ihrer verbrämten Sammet-Mantille Staat, daß einer ordentlichen Frauensperson die Galle überläuft, wenn sie das Dings mit ansieht, und“ — —

„Und der Mund auch!“ unterbrach Günzger trocken. „Hör' auf, Sophie! . . . Du hast freilich Recht: was gibt hier in Straßburg bei der Stellenbesetzung den Ausschlag? Der Geldsack und der alte Name! Wir Männer von Talent aber, die wir beides nicht haben, wir können als Stadtschreiber versauern oder uns vor dem Kronenburgertor, wo der Galgen steht, aufhängen lassen!“

„Der Geldsack, ja, da hast du Recht,“ stimmte nun auch Frau Sophie dem erbitterten Manne zu. „Es gehört sich nicht, daß ein so gescheiter Mann wie du kein höheres Amt bekommt. . . . Aber sag' mir doch einmal — ich bin ja doch deine Frau — hast du denn nichts mitgebracht aus Frankreich? Ich meine —“

„Geld?“ fragte Günzger trocken. „Jetzt spitzt sie die Ohren, mein liebes Weiblein! Neugierig und wunderlich seid ihr doch alle, ihr Töchter Evas! Ich werde mich aber hüten, dir oder irgend jemandem etwas auf das allerliebste Näschen zu binden!“

„Lieber Mann,“ erwiderte Frau Günzger besorgt, und faßte seinen Arm, „daß du mir nicht mit Sünde und Unrecht in die Höhe kommst! Du hältst es viel zu viel mit dem Residenten, dem Frischmann! Gib' acht, ich erleb's noch, daß du mir eines schönen Tages aus Paris heimkommst und bist — und bist katholisch geworden!“

„Hahaha!“ lachte Günzger, „wenn's weiter nichts ist!“

„Katholisch zu werden?“ rief Frau Günzger empört. „Ein guter evangelischer Christ?! Was sollten denn da die Leute dazu sagen?“

„Die Leute! Hahaha!“ lachte der Stadtschreiber noch einmal. Dann fuhr er kalt und ruhig fort: „Siehst du, Sophie, das Geschwätz der Leute kümmert mich — so viel!“ Er knippste mit den Fingern. „Höchstens die Rechtsstrafen. Und die sind ja in dieser altmodischen Reichsstadt geradezu barbarisch!“

„Um Gotteswillen, hast du denn so gefährliche Pläne,

Christoph?!" rief Frau Günzer erschrocken, dämpfte die Stimme und sah sich unwillkürlich um.

„Ich habe Pläne, ja, Frau!“ sagte jener kalt und fest. „Aber ich werde mich hüten, sie merken zu lassen. Ihr seid ein viel zu borniertes Volk, höhere Politik zu fassen, besonders dieser schwerfällige Ammeister! — Geh' jetzt, ich muß allein sein! Da kommt der Resident!“

Frau Sophie, die über den kalten und entschlossenen Ton ihres Mannes ordentlich erschrocken war, nahm eiligst ihr Spinnrad und lief hinaus. —

Die Tür tat sich auf, ein Wohlgeruch strömte ins Zimmer. In diesem Wohlgeruch trat der französische Gesandte ein, monsieur le résident Frischmann. „Resident“ war der Titel der Gesandten einer auswärtigen Macht. Herr Frischmann war zwar elsässischer Abkunft, aber er hatte sich in französisches Wesen derart eingelebt, daß er womöglich noch französischer war, als die Franzosen selber. Er war sogar nach den Zeugnissen derer, in deren Dienst er stand, nicht gerade ein edler Charakter. Doch hat er durch sein diplomatisches Talent und seine heimlichen Wühlereien dem französischen Staate ganz erheblich genützt.

Den Hut unter dem Arm, den Degen an der Seite, in elegantem Modefleid trat er bei Günzer ein. Dieser kam ihm mit gebührenden Reverenzen und Bücklingen entgegen.

„Ah, monsieur le résident, Herr Resident, quel honneur, den Herrn Residenten in meiner einfachen Wohnung empfangen zu dürfen!“

Frischmann reichte ihm nachlässig elegant die Fingerspitzen, legte den Hut ab und nahm in einem Sessel Platz.

„Ich hörte, daß Ihr aus Paris zurück seid, Herr Sekretär. Ich war in Schlettstadt. Vor allen Dingen, monsieur Günzer: ich gratuliere zu der so“ — er lächelte boshaft — „so — hm — wie soll ich sagen — so glänzend erfolglosen Audienz in Versailles!“

„Für Straßburg freilich nicht glücklich,“ lächelte Günzer.

„Wie sieht Minister Louvois aus? Gesund bei all' seiner Arbeit? — Ma foi, daß sich der Minister auf nichts einlassen werde, wußte ich von vornherein.“

„Wir sind nun Frankreich gegenüber so klug wie zuvor,“ bemerkte Günzer. „Man muß sich auf alles gefaßt machen.“

Dann entstand eine kleine Pause.

„Monsieur Günzer,“ begann der Diplomat wieder in etwas langsamem Tone, legte die Beine übereinander, lehnte sich behaglich zurück und suchte sich einen möglichst unbefangenen Anstrich zu geben, „dites donc, wie waren Eure Eindrücke in Paris und Versailles?“

Er hatte bis dahin nachdenklich seine feinen Schnallenschuhe betrachtet; jetzt hob er plötzlich den Kopf, sah den Straßburger Stadtschreiber scharf an und kreuzte die Arme. Er war mit seinem Rechenexempel fertig und ging nun ohne Umschweif auf sein Ziel los.

Günzer senkte den Kopf und rückte auf seinem Stuhl. Er fühlte, daß eine entscheidende Unterredung bevorstand.

„Je nun,“ sagte er endlich, „immer wieder, wenn ich nach Paris komme, bin ich — geblendet, entzückt — wie soll ich sagen — embarras de richesse! — man fühlt: das ist ein Land voll Glanz und Macht! A la bonne heure! Das lass' ich mir gefallen!... Aber dies Straßburg? Es widert mich alles hier an, offen gestanden, wenn ich in das schläfrige Nest zurückkomme!“

„Oh,“ warf Frischmann hin und suchte den Sekretär gelassen zu weiteren Ergüssen zu reizen, „Straßburg ist doch eine ganz schöne Stadt. „O Straßburg, du wunderschöne Stadt,“ sagt ja euer Volkslied. Straßburg hat starke Fortifikationen. Straßburg mit seiner Rheinbrücke ist der Schlüssel zu Deutschland.“

„Rühmet mir nur diese beschränkte, ineinandergebaute dumpfe Winkelstadt nicht!“ rief Günzer, dessen unterdrückter Ehrgeiz und heimliche Erbitterung wieder einmal zum Durchbruch kamen. „Wenn ich an die glänzenden Trachten, das bunte Gewimmel am französischen Hofe denke — oh, je vous prie, Monsieur Frischmann, man erstickt ja in dieser Enge!“

Der Gesandte erhob sich und trat kurzweg vor Günzer.

„Eh bien,“ begann er mit entschlossener Stimme, „Ihr habt also den König von Frankreich gesehen; Ihr sahet die Prachtbauten, Tuilerien, Louvre, place du Caroussel; Ihr sahet Versailles, Grand-Trianon, Marly und jenen köstlichen Park! Ihr schriebet mir auch, daß Ihr ein Hoffest, einen Empfang fremder Gesandten, einen Ausritt zur Jagd mitangesehen! Und nun, monsieur Günzer“ — Frischmann war in volles Feuer gekommen und auch Günzer hatte sich erhoben — „vergleicht mit alledem

Euer Deutschland! Ein schläfriger Reichstag, verdrossene Untertanen, eigensinnige Fürsten, ein gleichgültiger Kaiser, Schulden und Armut am Hof wie im Volke, und als ganze Leistungen nur papierene Resolutionen, voilà tout! Aber Louis-quaatorze, die Sonne der Welt, um ihn her ein glänzender Hof, und als Planeten die Fürsten aller Reiche vom englischen König Karl Stuart, der aus Frankreich Sold bezieht, bis hinab zum goldenen Horn, wo der Sultan auf König Ludwigs Wink Krieg beginnt oder Krieg beendet! Enfin, ein Mann von politischem Blick, der Versailles gesehen, weiß, wohin er sich zu halten hat!"

Güntzer war auch aufgestanden, lehnte halb sitzend am Tisch und starrte auf seine Fußspitzen. „Es mag schon sein," sagte er nur.

Frischmann ging im Zimmer auf und ab und beobachtete ihn von der Seite; dann machte er plötzlich vor dem Stadtschreiber Halt. Und in einem eigenartigen Tone, nachdem er einen unwillkürlichen Blick auf die Thür geworfen, stieß er die Frage heraus: „Ihr seid also entschlossen?"

Güntzer schrak bei dieser unmittelbaren Frage etwas zusammen. „Hm," sagte er dann mit gedrückter Stimme und warf gleichfalls einen Blick nach der Nebentüre. „Wie meint Ihr das? . . . Aus meinen Sympathien für Frankreich hab' ich nie einen Hehl gemacht; ich handle nur nach meiner Ueberzeugung" —

„Davon bin ich durchaus durchdrungen," sagte Frischmann. „Und ich schätze Euch als Ehrenmann und als Mann von Charakter" —

„Ja wohl!" fiel Güntzer mit einer gewissen Erregung ein, „durchaus nur nach meiner ehrlichen Ueberzeugung! Warum soll ich heucheln und nicht nach meiner Ueberzeugung handeln? . . . Es fragt sich nur, wie Frankreich" — —

„Wie Frankreich gegen Straßburg vorzugehen gedenkt?" versetzte Frischmann rasch. „Nichts einfacher als das! Die Friedensverträge von Münster im Jahre 1648 und Nymwegen im Jahre 1679 übergeben der Krone Frankreich gewisse Ländereien samt deren „Dependenz" — remarquez bien, wohl zu beachten: samt deren Dependenz! das heißt, samt den von jenen Ländereien abhängigen Dörfern und Städten! Eh bien, jetzt wird also Frankreich untersuchen, welche Gebiete denn eigentlich von jenen Ländern abhängen oder — paßt auf, monsieur Güntzer! — oder früher einmal abhängen! Und wenn man das herausgefunden hat,

so wird man einfach in diesen Dörfern oder Städten das französische Wappen anschlagen — voilà!“

„Aha, das ist also der eigentliche Zweck der Tribunale in“ —

„Der Tribunale in Breisach, Metz, Besançon und Tournay! Diese Reunionstribunale werden beschließen, und unsere ma foi nicht schwache Armee wird den Beschlüssen den gehörigen Nachdruck geben!“

Günzler schwieg. Jetzt sah er klar, auf welche Weise Straßburg fallen würde.

„Nun,“ fragte Frischmann lauernd, „haben wir uns verstanden, monsieur Günzler?“

Günzler hob plötzlich den Kopf hoch und fuhr mit der kalten Frage heraus: „Sagt mir offen, Herr Frischmann: wenn Eure Diplomatie und Eure Armee alles abmachen — was bleibt dann uns Zweien noch zu tun?“

„Nichts,“ erwiderte Frischmann und legte gelassen die Hände auf den Rücken. „Nichts.“

„Wie?“

„Nichts. Ihr sollt nur das tun, was Ihr aus Eurer Ueberzeugung als Bürger und was Ihr mir als Eurem — wie ich wohl sagen darf — Freunde“ — er faßte einen Augenblick Günzlers Hand — „mit gutem Gewissen tun könnt. Als Bürger könnt Ihr so ganz nonchalant, ganz gleichmütig in Straßburg herumgehen und hier ein Wort fallen lassen, dort ein bischen die Leute über den Wert eines Anschlusses an Frankreich aufklären . . . vous comprenez . . . Wenn Ihr Schwachköpfe wißt, denen an einem Titel, Orden oder goldener Kette liegt . . . Wenn Ihr ferner Herren im Räte kennt, die etwa in Schulden und dergleichen Bedrängnis stecken, vous savez, wenn Ihr mich's wissen laßt, kann ich vielleicht etwas für die Leute tun . . . Wenn Ihr alsdann mir persönlich, als einem Freunde Eures Hauses, gelegentlich Notizen und Briefe an Minister Louvois oder an General Montclar besorgen wollt, da ich selber von Spionen zu sehr überwacht bin . . . Und wenn Ihr mich schließlich über geheime Beschlüsse des Rates ganz privatim auf dem Laufenden unterhalten wollt — — voyez vous, so habt Ihr in aller Gemächlichkeit und ohne im geringsten Eure alltägliche Beschäftigung zu überschreiten — denn das macht doch alles keine Mühe! — getan, was Ihr in dieser Sache tun könnt!“

„Gut,“ sagte Günzer und reichte Frischmann die Hand, „wenn ich das tue, so tue ich es aber nur aus Ueberzeugung, nicht aus“ —

„Nicht aus Ehrgeiz oder Lohnsucht oder dergleichen!“ fiel Frischmann sofort galant ein. „Mein Freund, darüber braucht es doch zwischen uns wahrlich keiner Worte mehr! Wir kennen uns! Immerhin nehmt Ihr damit einen gewissen Schein von Unoffenheit auf Euch und habt vielleicht manche böse Nachrede zu gewärtigen. Das ist ein Opfer von Euch, das ist ein Martyrium — und der König von Frankreich wird es sich nicht nehmen lassen, so viel Mannhaftigkeit anzuerkennen! Verlaßt Euch auf mich!“

Er schüttelte dem schurkischen Stadtschreiber kräftig die Hand, und Günzer war überzeugt, daß er und der Resident die zwei hellsten Köpfe und überzeugungstreuesten Männer von ganz Straßburg wären. Er war über diesen Händedruck des sonst ziemlich kalten Frischmann beinahe gerührt und wollte eben mit einem „Monsieur le résident“ eine französische Dankrede anheben: da hörte man auf dem Hausflur die kräftige Stimme und die starken, schweren Schritte des Ammeisters.

Viertes Kapitel.

„So, Frau Base Sophie? rief draußen der Ammeister. „Der Franzos ist bei deinem Mann? — Um so besser! Mit dem hab' ich längst ein Hühnchen zu rupfen!“

„Parbleu!“ fuhr Günzer auf, „ich vergaß ja ganz, daß einige Herren vom kleinen Rat hier zusammenkommen wollen!“

Doch schon ging die Türe auf, und in schwarzer Amtstracht, den Stock in der Hand, eine Mappe in der Linken, trat der breitschultrige Ammeister ein.

„Das ist ja famos, Herr Resident, daß ich Euch hier treffe!“ hub er an. Aber sein Gesicht verfinsterte sich zusehends. Er legte Mappe, Hut und Stock auf den Tisch und trat breit und langsam vor den Gesandten. „Ich muß Euch doch einmal genauer beschauen, Herr Frischmann,“ sprach er.

Der etwas verwunderte Resident machte höflich wie immer seine Verbeugungen.

„Natürlich!“ rief der Ammeister, „höflich wie immer! Und weder verlegen noch schamhaft!“

„Nun, Herr Ammeister?“ fragte Frischmann kühl und richtete sich in gemessener Haltung auf.

Dem Ammeister war der Resident mit seiner Biegsamkeit und Herzenskälte, dies Chamäleon, das seine wahre Farbe nie erkennen ließ, dieser immer höfliche Herr in tiefster Seele zuwider.

„Herr Resident,“ sprach er, „Ihr dürft mir meine Verwunderung nicht übel nehmen. Es wird mir etwas schwer, wenn ich erregt bin, meine Fassung zu bewahren; wir Deutschen sind im Verstellen recht schlechte Lehrbuben und im Begreifen überhaupt etwas langsam. Seht, drum wollt' ich mich überzeugen, ob Eure Höflichkeit oder sagen wir wenigstens: Eure Unbefangenheit bei diesen — diesen infamen Streichen Eurer Regierung nicht Not gelitten hat!“

„Wenn ich bitten darf, Herr Ammeister,“ sagte der Resident kalt und höflich. „Was belieben Euer Gnaden mit diesem — deutlichen Ausdruck zu benennen?“

„Von den neuesten Entdeckungen Eurer Juristen sprech' ich!“ rief der vollblütige Waffenschmied. „Von diesen unerhörten Reunions-Tribunalen, Herr Frischmann! . . . Wißt Ihr bereits, Günzer, was alles von diesen Herren Richtern in diesen Tagen wieder vorgefordert wurde? Paßt auf, die zehn Finger der Hand reichen nicht aus: der König von Schweden wegen seines Besitztums Zweibrücken; der König von Spanien wegen seiner niederländischen Besitzungen; der Kurfürst von der Pfalz, der Herzog von Württemberg, die Pfalzgrafen von Veldenz — da habt Ihr schon eine Hand voll! Einfach vors Tribunal gefordert! Und was das Heiterste an dieser Komödie ist: vor ihrem Eintreffen, ja, zugleich mit der Vorforderung wird einfach — mit einem Federstrich! — das fragliche Gebiet zu Frankreich geschlagen! Was sagt Ihr dazu, Günzer?!“

Der aufgeregte Meister ging schwer atmend im Zimmer auf und ab.

„Wenn ich mir erlauben darf,“ — versuchte der Gesandte zu antworten.

„Den Angeklagten nicht einmal anhören! Das nennt Ihr in Frankreich Rechtspflege! — Aber was soll ich mich denn ärgern? Wenn sich Deutschlands Herren das ruhig gefallen lassen, wenn

Frankreich machen darf was es will, wenn sich die Fürsten Europas von solcher schandbaren Anmaßung einschüchtern lassen — gut! so verdienen die Schlafmützen nichts Besseres!“

Er trat an ein Gesims, goß sich ein Glas Wasser ein und stürzte es mit einem Zug hinunter. Frischmann hatte längst seinen Hut genommen, Günzler nagte sich in stummem Aerger die Lippen.

Diese peinliche Lage wurde nun durch die Ankunft der Herren Dietrich und Obrecht unterbrochen.

„Wissen's die Herren schon?“ rief Herr Dietrich in ziemlicher Aufregung. „Jmlin und Stößer, unsere Vertreter vor dem Breisacher Reunionstribunal, sind zurück! Unsere Dörfer sind weggenommen!“

Wie ein Blitz schlug diese Nachricht ein. Der Ammeister fuhr herum und starrte seinen Freund wortlos an. Günzler zuckte zusammen, nun sah er das Unheil kommen, und selbst Frischmann griff verlegen ans Kinn.

„In der Tat, Herr Resident,“ fuhr Dietrich fort. „Das ist von Eurer Regierung schändlich, empörend! Ihr wißt, daß ich mich nicht leicht vergesse, aber dies Vorgehen nenne ich in Eurer Gegenwart empörend!“

„Messieurs,“ fing jetzt Frischmann mit verlegener Höflichkeit an, „ich brauche nicht zu versichern, daß ich selbst an diesem Vorgehen meiner Regierung vollkommen unschuldig bin! Ich kann nur mein tiefes Bedauern darüber ausdrücken, daß“ — —

„Keine Redensarten, Herr!“ brauste jetzt der Ammeister auf. „Ihr habt das alles ganz genau vorher gewußt und mit Euren Leuten abgefartet! Ich sag' Euch das hier vor all' den Herren ins Gesicht!“

„Aber, Freund“ — versuchte Dietrich einzuwenden; der Ammeister schob ihn aber beiseite und trat, seine starke Aufregung nicht mehr beherrschend, vor den Franzosen.

„Mein Herr Frischmann,“ sprach er, „wir wollen doch einmal bei der Gelegenheit über Euch und Eure Stellung hier in der Stadt Straßburg ein paar Wörtlein sagen! Wißt Ihr, wofür ich Euch halte, Herr? Für den amtlichen königlich französischen Spion! Um so nichtswürdiger von Euch, als Ihr Euer Amt und die Gastfreundschaft dieser Stadt zu den elendesten Verdächtigungen mißbraucht! . . . Laß mich in Ruhe, Dietrich!“ unterbrach er sich und riß einen Brief aus der Tasche, „ich weiß ganz

genau, was ich zu diesem — diesem Herrn da rede! Da lest diesen Brief, der mir in die Hände gefallen ist: ein Brief des Mannes da an den Minister Louvois! Wißt Ihr, wie er darin uns ehrliche Straßburger Bürger nennt, dieser Franzos mit dem



deutschen Namen? „Kanaille“ nennt er uns! Da lest: „cette canaille de Strassbourg!“ — Wegen dieses Briefes könnt' ich Euch vor Gericht stellen, könnt' ich Euch mit Schimpf und Schande aus der Stadt jagen, aber die Sache ist mir zu — zu — unsauber! Da habt Ihr ihn wieder!“ Und der derbe Mann zerriß das Schriftstück in Fetzen und warf es dem Gesandten vor die Füße.

„Und da kommt nun der Mann, der so verächtlich von uns deutschen Reichsbürgern spricht, bei denen er Gastfreundschaft genießt, und will uns Beileid heucheln?! — Pfui sag' ich! Pfui über so viel Niederträchtigkeit!“

Die Herren standen entsetzt bei diesen immer schlimmeren Worten des empörten Ammeisters. Obrecht versuchte wiederholt dazwischen zu reden, Dietrich hatte seinen Freund am Arm gefaßt, und Güntzer blätterte, zitternd vor Aufregung und nur immer das Wort „unerhört!“ ausstoßend, in den Papieren, die auf dem Tische lagen.

Frischmann selbst aber war die Kälte selber. Er verbeugte sich und sagte im höflichsten Tone: „Ich möchte dem Herrn Ammeister zu bedenken geben, daß wir beide verantwortungsschwere Aemter bekleiden. Ich werde daher“ —

„Was werdet Ihr?!“ tobte der Ammeister. „Nach Paris werdet Ihr schreiben und ein großes Geschrei anheben, daß Ihr beleidigt worden seid! Tut das, Herr! So hat doch Euer allerchristlichster König einen Vorwand, auch die Stadt Straßburg in die Tasche zu stecken!“

„Ich wollte,“ versetzte Frischmann, ohne einen Augenblick aus der Fassung zu kommen, „etwas anderes sagen. Ich wollte sagen: ich werde in Ruhe warten, bis der Herr Ammeister seine Würde wieder gefunden hat.“

Und nach dieser echt französischen Wendung verbeugte er sich gemessen und ging davon. — —

Kaum hatte Frischmann das Zimmer verlassen, so brach die zurückgehaltene Erregung von allen Seiten über den fernigen Ammeister los.

„Das ist ja unerhört!“ rief Güntzer und schlug schallend die Akten zu.

„Mein Kompliment, Herr Waffenschmied!“ höhnte der aufgebrauchte Professor der Beredsamkeit. „Das war ja ein feiner, zarter, anmutiger politischer Kniff! Ihr solltet Professor der schönen Künste werden! — Aber Ihr werdet denn doch so gut sein,“ setzte er ergrimmt hinzu, „und dies Auftreten auf Euer persönliches Konto bringen! Ich werde nicht zugeben, daß deshalb die Stadt verantwortlich gemacht wird! Ich bringe die Sache vor den Rat!“

„Hängt sie doch meinetwegen an die große Münstererglocke!“

rief der immer noch erregte Ammeister. Er ging im Zimmer hin und her und lüftete mit dem Finger die Halskrause. Es war ihm bei dem derben Zusammenstoß mit dem Gesandten tüchtig warm geworden; aber das Herz war ihm wieder leicht.

„Und Ihr wollt,“ fuhr Obrecht fort, „im Räte von Schädigung der Stadt sprechen? Ihr nennt uns „Söldlinge Frankreichs,“ weil ich keinen Hehl daraus mache — nie und nimmer! — daß französische Bildung, französische Diplomatie, französische Literatur, französisches Heerwesen mir geradezu glänzend erscheint im Vergleich zu Eurem trübseligen Römischen Reich deutscher Nation?! — Ihr schädigt die Stadt, Ihr am meisten, durch Euer ungeziemendes, alemannisches Auftreten!“

Der Herr Professor fuchtelte mit den Armen und war stolz auf diese seine feurige Rede.

Würtz blieb jetzt, nachdem er sich einmal leicht geredet hatte, ruhig. Er schenkte sich bloß wieder ein Glas Wasser ein und rief über die Achsel zurück: „Ihr freilich, Herr Obrecht, und Euer eiskalter Kopf kommt nie zu einem solchen Zusammenstoß, denn Ihr tragt Euer Herz in der Tasche oder wer weiß wo“ — er trank das Glas Wasser hinunter — „und Euer Gewissen auch!“

„Herr Ammeister!“ fuhr der Professor auf.

„Ich möchte denn doch, als Herr dieses Hauses,“ begann jetzt Günzler, mit scheuen Blicken nach Würtz, den er heimlich fürchtete, „um einen anderen Ton in unserer Unterhaltung bitten! . . . Hier ist zwar,“ setzte er mit tückischem Blicke hinzu, „der erste Beamte der Stadt anwesend, aber ich sage bloß: ich für mein Teil pflege meine Hände zu waschen, ehe ich in den Rat gehe!“

„Da tut Ihr ganz recht daran, Günzler,“ trumpfte ihn der Waffenschmied ab, „denn Eure Hände haben das nötig!“

„So, Günzler!“ lachte Obrecht grimmig, „da habt auch Ihr Euer Fett! Die Sache wird ja allmählich lustig!“

Der vornehmere Dietrich hatte bereits, sehr schmerzlich durch diesen Auftritt berührt, seinen Hut genommen und wollte sich wortlos entfernen. Da trat ein Mann in die Türe, den niemand erwartet hatte und dessen Ankunft sofort allgemeine Ueberschung verursachte und vorläufigen Waffenstillstand schloß.

Der neue Ankömmling war der soeben aus Wien und Regensburg zurückgekehrte Advokat Binder.

Sünftes Kapitel.

Wie ein Friedens- und Freudenbote erschien dem Ammeister der längst mit Schmerzen erwartete Regensburger Gesandte. Der gemüthvolle und bewegte Mann war so freudig überrascht, daß er den Advokaten in die Arme schloß. „Mein treuer alter Freund Binder!“ rief er, „Ihr zurück? Und so unerwartet? — Herzlich willkommen zu Straßburg! Pakt aus, Binder, pakt Eure Goldgulden aus! Wir haben Waffen und Festungswerke nötig! Die da drüben über'm Wasgau werden übermütig! Wißt Ihr's schon? Jmlin und Stöger erwarten uns auf der Pfalz, sie sind von Breisach zurück, unsere Dörfer Dorlisheim, Molsheim sind alle von den Franzosen einfach durch einen Gerichtsspruch weggenommen! Gel, bei uns geht's lustig zu? Was sagt Ihr dazu?“

Binder schwieg und legte seine Akten auf den Tisch. Die anderen beobachteten ihn theils gespannt, theils ängstlich.

„Wann seid Ihr zurückgekommen?“ fragte Dietrich, um nur etwas zu fragen.

„In vergangener Nacht,“ sagte Binder ernst und setzte sich.

Der Ammeister war, durch Binders ernstes Schweigen stutzig geworden, einen Schritt zurückgetreten und hatte ihn einen Augenblick scharf angesehen.

„Ich lese Euch von der Stirne ab, was Ihr bringt,“ sprach er jetzt trübe und langsam. Er seufzte tief auf: „O du armes Straßburg!“ und trat ans Fenster.

„Sprecht, Binder, lieber Freund, wie steht's in Deutschland? Was bringt Ihr uns?“ drängte Dietrich.

„Wir müssen uns selbst helfen,“ fing jetzt Binder an und gab einen kurzen, sachlichen und ernsten Bericht über seine Reise. „Meine Reise ist mit einem Worte erfolglos gewesen. Straßburg ist von jetzt ab völlig sich selbst überlassen. Somit müssen wir Bürger selbst, auf Grund sicherer Akten, dem französischen Tribunal nachweisen, daß die Dörfer, die sie uns da wegnehmen, immer sträßburgisch und niemals von französischem Gebiete abhängig gewesen sind!“

„Und was sagt der Deutsche Kaiser?“ fragte Obrecht.

„Der Deutsche Kaiser hat keine Zeit für uns.“

„Für seine Untertanen hat der Deutsche Kaiser keine Zeit?!“

„Er kann nicht, kann mit dem besten Willen nicht. Frankreich

hat die Türken aufgehebt; die Türken sind in Ungarn eingefallen und machen ihm schwer zu schaffen.“

„Und der Reichstag? Warum hilft uns der Reichstag nicht? Warum schickt man uns kein Geld?“

„Der Reichstag?“ erwiderte Binder bitter, indem er einige Papiere aus den Akten nahm. „Hier, liebe Männer, und hier, und hier — seht, was wir für einen fleißigen Reichstag haben! Reklamationen, Protestationen, Gutachten und Definitionen! Was wollt Ihr mehr? Ganze Aktenstöße schreiben die gelehrten Herren Politiker und Juristen dort drüben zusammen! Neuerdings will man die Streitigkeiten mit Frankreich auf einem Kongresse ordnen. Gut! Jetzt aber ist die Hauptsache der *modus tractandi*, die Frage nämlich: wie setzen wir uns dann auf diesem Kongreß? Haben die kaiserlichen Kommissarien auf rot ausgeschlagenen Stühlen und Teppichen zu sitzen? Oder nehmen wir grüne Stühle? Oder wollen wir nicht lieber die grünen Stühle für die fürstlichen Abgesandten nehmen? Und ferner: die kaiserlichen Kommissarien lassen wir von Edelleuten bedienen — und mit goldenen Messern und Gabeln speisen, die fürstlichen aber mit Lakaien und die müssen mit silbernen Gabeln essen . . . Stellt euch den Wahnsinn vor, ihr Herren: über diese Dummheiten debattiert ein deutscher Reichstag tagelang! Erst jetzt wieder, als ich wegreiste, zerbrach sich die erlauchte Versammlung den Kopf darüber, ob zu Pfingsten das Haus der kurfürstlichen Gesandten mit sechs Maibäumen zu zieren sei, das der fürstlichen aber etwa bloß mit vieren! Als ich Regensburg verließ, war man darüber noch nicht einig!“

„Und Straßburg lassen sie derweil verderben! Schändlich! O Deutschland, unseliges Deutschland!“ seufzte Dietrich.

„Hab' ich das nicht immer gesagt?“ triumphierte Obrecht. „Da habt ihr euer Deutschland! . . . Meine Herren Kollegen,“ fuhr der Professor fort, „faßt doch einmal die Wirklichkeit ins Auge! Ist es denn, bei diesem traurigen Zustande Deutschlands, wirklich so schlimm, wenn ihr euch — ich meine, gesetzt den Fall — an das starke Frankreich anschließen würdet? Wenn statt Kaiser Leopold der mächtige Louis-quatorze unser Souverän und Oberherr würde?“

„Und Frankreichs Religion unsere Religion? Frankreichs Sprache unsere Sprache? Pariser Geist unser Geist? Wollt

Jhr uns das im Ernst anraten, Herr Straßburger Obrecht?" rief Dietrich entrüstet.

Der Ammeister hatte seitdem aus dem Fenster geschaut. Jetzt drehte er sich langsam um.

„Mein Herr Professor Obrecht,“ sagte er ruhig und traurig, „in Euren geistreichen Betrachtungen vermisse ich immer eins: das Herz! Jhr würdet mich freilich fragen: was hat das Gemüt in der Politik zu tun? Leider, was hat das Gemüt in der Politik zu tun? Ich bin Schwächling genug in Euren Augen, ich törichter Waffenschmied, mein Herz nie von meinem Kopfe trennen zu können. Ich liebe diese Scholle und liebe meine Sprache und all meine Vergangenheit, und all das hängt innig mit deutschem Reich und deutschem Fühlen zusammen! Jhr habt das nicht; Jhr arbeitet mit dem Kopf! Jhr seid eiskalter Theoretiker, und Euer Vaterland ist überall und nirgends!“

„Zeigt mir doch Deutschland!“ rief jetzt Obrecht. „Wo ist es? Bei den 400 Fürsten, die sich um den Kaiser nicht kümmern? Zu Wien, bei einem machtlosen Kaiser? Bei den Herren zu Regensburg? Oder draußen im „neuen Vandalenreich an der Ostsee,“ wie der Kaiser Kurbrandenburg nennt? — Ich weiß es nicht! Wo aber Frankreich ist, weiß ich: bei dem Manne, der da mit Recht von sich sagt: L'Etat c'est moi, ich bin der Staat!“

Die Herren schwiegen bei dieser verblüffend offenen Gesinnungsäußerung. Draußen schien die Sonne so heiter, als wenn eitel Friede und Freude in Straßburg wäre. Der Ammeister aber ballte grimmig die Faust.

Nachher besprach man dann noch einige Bestimmungen für die Ratsitzung. Obrecht suchte den Ammeister zu bewegen — und Dietrich gab ihm hierin recht — daß er im Interesse der Stadt den beleidigten französischen Residenten um Verzeihung bitten müsse.

„Ich? Den Franzosen um Verzeihung bitten? — Nun, warum schließlich auch nicht. An mir liegt ja nichts. Aber diese arme Stadt! Dies altberühmte Münster! Und nun wehrlos den Franzosen preisgegeben! . . . Ammeister zu sein in solcher Stadt und in solch elender Zeit, — bei Gott, ihr Herren, es ist ein furchtbares Martyrium!“

Der Ammeister nahm niedergeschlagen Stock und Hut und ging, ohne die Anwesenden zu grüßen, mit gesenktem Haupte davon.

Sechstes Kapitel.

Sydow, der junge Brandenburger, war inzwischen mit seinen Dragonern bis ins liebliche Schwabenland geritten und hatte dort bei guter Gelegenheit seinen Abschied genommen. Den Waffenrock tat er ab, aber sein wackeres Pferd behielt er. So ritt er denn nach Norden, durch Franken und Thüringen, in das südliche Kurbrandenburg.

Wie war der Sommer warm und sonnig, wie schön ritt es sich auf sandigen Waldwegen, im Schatten der Kiefern und Buchen! Wie war die Welt so weit, wie schien die Mark Brandenburg so offen und endlos! Und wie eng und klein die Stadt Straßburg, weit dort oben am Rhein! Und doch — im Herzen hatte er ein tiefes Heimweh nach der schönen Stadt. Wo mochte jetzt Frau Martha schaffen und walten? Im Keller bei den Milchtöpfen? Und Elisabeth in ihrer stillen Weise bei ihr? Und der Ammeister — der legte vielleicht eben das Schurzfell ab und zog den Amtsrock an, der breite Mann mit dem stattlichen Vollbart und dem hellen, grundehrlichen Gesicht! . . .

Eines Morgens, als Sydow eben das einsame Gehöft, auf dem er zur Nacht untergekommen war, verlassen hatte, und langsam in einen großen Wald einritt, hatte er ein seltsames Begegnis. Da kam ein Reiter und in einiger Entfernung einige Bewaffnete, ein berittenes Gefolge.

Sydow hatte bereits einmal, im Fränkischen, einen Zusammenstoß mit drei Wegelagerern gehabt und sich dabei siegreich seiner Haut gewehrt; nicht umsonst trug er sein Schwert an der Seite. Hier war aber das offenbar nicht nötig. Der sonst so Trutzige ritt daher auf dem schmalen Wege etwas zur Seite, zog die Zügel an und ließ seinen Braunen warten, bis die Herren vorüber waren.

Ein stattlicher vornehmer Mann, der da vorn! Blitzende Augen über der kühnen Nase, ein energisches Kinn, eine aufrechte Haltung — wer mag es sein?

„Woher, Reiter?“ fragte der Fremde kurzab, und machte gleichfalls Halt.

„Aus Franken und Thüringen, und noch weiter her,“ versetzte Sydow.

„Noch weiter her?“

„Aus Straßburg am Rhein,“ antwortete der Gefragte.

„Ei, aus dem Elsaß? Wie steht's dort? Was sagen die welschen Herren?“

„Man hört nichts Gutes aus Straßburg. Die Stadt ist verschuldet, das Reich aber tut nichts,“ erwiderte Sydow.



M. R. G.

„Woher, Reiter?“ fragte der Fremde kurzab.

„Das Reich, natürlich! Wenn ihr auf das Reich warten wollt, ihr armen Elsässer! Wartet ab, bis andere zu Kraft kommen — wahrlich, junger Herr, wir hauen den Leuten dort über dem Wasgau noch einmal gehörig auf die Finger! Und wenn nicht wir selbst — aber aus unseren Gebeinen wird der Held erstehen, der das gründlich besorgt! — Doch kommt, ihr Herren!“

Sydow sah den Reitern, die sich in raschem Trab entfernten, sinnend nach. Seltsam! Und als er gegen Mittag des Tages in sein Städtchen kam, in das kleine Jüterbogk, als er seinen ein-

samen grauen Vater, der vor Staunen und Freude den Hammer auf den Amboss schmetterte, daß die Eisen tanzten, umarmt hatte und nun bei Bier und Mittagbrot in der alten Stube saß: da erzählte der Heimgekehrte, erzählte von Straßburg, erzählte vom Reiterleben und von seinem Heimritt und wie er noch im Fränkischen zwei Räuber erschlagen und den dritten ans Gericht eingeliefert, erzählte endlich auch von dem gar vornehmen Reiter im Waffenrock und Federhut, der ihm in der Morgenfrühe begegnet war. Jetzt erst erfuhr er, wer eigentlich dieser ernste und entschlossene Mann, der so zuversichtlich in die Zukunft geblickt hatte, gewesen war; ein Fürst, ein Hohenzoller hatte mit ihm gesprochen: Der große Kurfürst.

* * *

Im Hofe des Ammeisters und Waffenschmiedes Würtz war, am Nachmittage jenes Zusammenstoßes des „Alten“ mit dem französischen Gesandten, ein gar übermütiges Treiben. Die Sonne hatte sich über Mittag ein paarmal hinter Wolken versteckt, warf jetzt aber wieder ihr mildes, wohliges Septemberlicht über die Giebel der alten Reichshauptstadt.

Des Ammeisters vier Gesellen nebst drei Freunden waren im „Sonntagsstaat“ und saßen in ausgelassener Stimmung um einen langen Tisch herum, der mitten im Hofe stand. Einer von ihnen, der „Chrischan“ aus Buchsweiler, hatte gestern sein Meisterstück abgelegt. Jetzt nahm er mit einem tüchtigen Meisteressen, das schon seit vier Stunden dauerte, von seinen Mitgesellen Abschied. Meister Würtz selbst hatte schon nach der ersten Stunde die fröhliche Schar verlassen, weil die denkwürdige Nachmittagsitzung ihn aufs Rathaus rief. Jetzt war der Lustigkeit bei den unbändigen Burschen keine Schranke mehr gesetzt.

Just waren zwei Gesellen dabei, den lustigen Jokele aus Schwabenland rittlings auf einer Bank zu „plozen“; sie trugen den schimpfenden Schwaben, der sich krampfhaft festhielt, im Galopp über den Hof, bis sich Jokele einfach herunterfallen ließ. Da blieb er dann sitzen, schaute sich lachend um und rief: „Holla! noch e Kännle!“

Alles lachte und trank dem Württemberger zu.

„Ihr Steckelburjer!“ hob Jokele jetzt im reinsten Schwäbisch

an zu ulken: „O ihr Mäselocker! Fünfzehn von euch steck' ich in mäine linke Hosesack, und den sechzehnte setz' i aufs Minschter!“

„Dü? Kumm' her!“ rief sofort der rauslustige Henner aus Mühlhausen, und streifte den Ärmel auf.

Aber Jokele sprang flink auf die Beine. „Laß den Ärmel drunte, Henner! I mäin's gäischti! Waischt, was de Wiß anlangt!“

„Was das Geistige anbelangt, so dieser Herr erwähnt,“ begann jetzt der dicke „Dudeldei“ und erhob sich zu einer kleinen



Der Jokele wird „geplozt“.

Rede, „so bin ich doch wohl der Mann dazu, allhie ein gewichtig Wörtlein mitzureden! Auf Kunstfachen versteh' ich mich, was nämlich feinere Arbeit an einem Helm anbetrifft, so dieser Christian heut anzufertigen suchte, welchen wir, als der ehrsame Meister“ —

„Halt's Müil, Dudeldei!“ schrie der grobe Mühlhäuser. „Dom Biertrinken verstehsch' viel, vun finer Kunscht nix! Lern' erscht rede, Kerl!“

Dudeldei setzte sich tief beleidigt und begrub Schnurrbart und rundes Gesicht in einem Bierkrug.

„Silentium!“ schrie jetzt der Held des Tages, der Christian aus Buchsweiler. „Jetzt will ich e Red' halte!“

Aber außer dem aufmerksam und mit geneigtem Kopf ziemlich einfältig wieder aus seinem Krug heraus aufhorchenden Dudeldei

— eigentlich hieß er Heinrich Diedel — hörte kein Mensch auf Christian. Flugs holte Christian einen schweren Hammer aus der Schmiede und schlug mit Kraft auf den Tisch. Das wirkte.

„Herzgeliebte Gesellen unseres ehrsamten Meisters Würtz!“ hob jetzt Christian feierlich und salbungsvoll an. „Wir sind jetzt hier miteinander an diesem Tisch versammelt, weil wir — — weil wir“ — Pause. Der Christian blieb stecken.

„Stimmt!“ nickte Henner aus Mühlhausen und räusperte sich. Das Räuspern machte die Kunde. Der Redner rieb sich das Kinn und versuchte vergeblich die Fortsetzung zu finden.

„Herzgeliebte Gesellen unseres“ — fing er endlich wieder an. „Das han mir schon vernomme!“ rief Jokele.

„Bravo! Bravo, Jokele, bravo!“

„Wir sind hier miteinander versammelt,“ schrie jetzt Christian, ärgerlich über die Unterbrechungen, „weil wir — weil wir“ — —

„Wäil wir hier mit'nander versammelt sind!“ ergänzte Jokele ebenso laut. Schallendes Gelächter.

„Und darum soll der Christian hoch lebe!“ rief Henner. Und ein mehr als zehnmaliges Hoch und wieder Hoch brauste über den Redner Christian her und machte jede Fortsetzung der Rede unmöglich. Dudeldei hielt sich mit beiden Händen lachend sein Bäuchlein, stürzte sich dann aber schleunigst wieder in sein Kännchen, beinahe erschrocken, als ob er um ein Haar die Hauptsache vergessen hätte, nämlich das Trinken. Die Ausgelassenheit der sonst vielfach untereinander uneinigen und oft genug mürrischen Burschen war heute auf das Höchste gestiegen. Geistreich waren ihre Witze wahrhaftig nicht. Aber was lag daran? Guter Laune war man auf alle Fälle.

Nur einer hatte am Ende der Bank gefessen, dort wo die alte Linde verwundert auf so viel Dummheiten herabschaute, neben dem friedfertigen Dudeldei, und hatte sich an der allgemeinen Fastnacht nicht beteiligt. Das war ein düsterer Bursch. Silvius hieß der struppige, rothhaarige Geselle, der da finster, mit gekreuzten Armen, den sechs anderen Gesellen zusah. Dudeldei, der kleine Mann bürgerlicher Ruhe, sah sich manchmal, mit schief geneigtem Kopfe nach ihm um, rückte aber doch möglichst weg.

Jetzt erhob sich Silvius und stieß seine Kanne auf den Eichentisch.

„Gesellen!“ rief er kurz und rauh, sodaß sofort alle ver-

stummen und sich nach dem Störenfried umschauten, „laßt mich auch meine Meinung sagen! Draußen in der Welt geht alles drunter und drüber, weiß keiner was er zu glauben hat, Katholiken noch Protestanten — ihr aber lacht! Sitzen zu Regensburg Schwäzer über Schwäzer und zu Wien ein Strohmann — ihr lacht! Ueberall geht Heuchelei um, Falschheit, Kleidernarren, Hochmutspinsel und schnödes Elend in den Hütten der Armen — ihr lacht! Pfui Geier, du schnödes Pack, soll man euch da nicht verachten?! Soll man euch nicht hassen, schädigen, vernichten, wo und wie man mag und kann?! Sind nicht die Straßenräuber und Strolche in solcher Hallunkenzeit die wahren Philosophen?! — Ich bin Katholik — ich hab nichts mit euch Protestanten gemein! Ich bin Wallone aus den Niederlanden — was geht mich Straßburg an? Ich seh' und spür' das Elend dieser Komödiantenwelt — ihr nicht! Also — fahrt zum Geier! Ich tu' jetzt etwas anderes! Scheidewand zwischen mir und euch. Schenk' ein, Henner!“

Keiner verstand den wilden und bösen Gesellen. Alle waren still und mißmutig geworden. Nur Jokete bemerkte:

„Do het wieder 'mal äiner zu viel getrunke!“

„Ich hab' nicht zu viel getrunken!“ schrie Silvius, dem Henner mürrisch und ärgerlich die Kanne gefüllt hatte. „Dah' Kerle, plebs miserrima, profanum vulgus, wißt ihr, daß ihr in meiner Person einen Studierten vor euch habt?!“ Und Silvius trank und strich sich den Bart. „Ja, Burschen, quousque tandem, Catilina, wie der lederne Cicero sagt! Aber da kam das Elend über mich, durchgebrannt, verlumpt, ein ruhiger Schuft bin ich geworden — und daheim sitzt meine Mutter“ — — Er starrte eine Weile vor sich hin, er hatte offenbar über den Durst getrunken. Dann lachte er laut auf, schwang die Kanne und sang mit heiserer Stimme:

„Srisch auf, gut G'sell, laß rummer geh'n,
Tummel dich, gut's Weinlein!
Das Gläslein soll nicht stille steh'n.
Tummel dich, gut's Weinlein!
Er setzt das Gläslein an den Mund“ — —

Jetzt unterbrach er sich und trank mit langem Zuge, bis auf den Rest. Dann sang er sofort weiter:

— „er trank es aus bis auf den Grund!
 Er hat sein' Sachen recht getan —
 Da, Burschen, seht auch die Scherben an!
 Tummel dich, gut's Weinlein!“

Die Kanne flog auf den Boden und sprang in tausend Scherben dröhnend auseinander; Silvius schwang die Mütze und ging nach dem Torweg. „Lebt wohl, Hampelmänner, all miteinander! Halt, ich will euch noch ein Verslein sagen, das der schlaue Dudeldei dort zu Zitherbegleitung singen mag:

„Nämlich die Straßburger, das müßt ihr wissen,
 Han sich allmählig erfolgreich beflissen,
 Vom Hals herab bis zu den Knieen
 Ein rotweiß¹⁾ — Nachthemd überzuziehen;
 Und stülpten auf's Schöpflein mit vielem Fleiß
 Eine Spitzelmütze rot und weiß.
 Kommt einer von links und zupft sie am Ohr,
 So murren sie unter der Haube hervor:
 „Dü wäl'scher Raib!“ und knurren dazu.
 Und stört ihnen einer von rechts die Ruh':
 „Dü Schwob!“ — und wieder mit Fleiß
 Schlafen sie weiter, rot und weiß —

— schlaft weiter, Straßburger! Gut' Nacht! Ich geh' ins Welschland!“

Der böse Gesell drückte die Mütze aufs Ohr, steckte die Hände in die Hosentaschen, fing an zu pfeifen und entfernte sich. Am Torweg schaute er sich noch einmal nach der gänzlich erstarrten Schar um und nickte ihnen, immer weiter pfeifend, noch einmal zu. Dann war er verschwunden.

„Habt ihr jetzt den g'seh'n?“ fing nach einer stummen Pause der Jofele aus Schwabenland an. „Der isch verruckt!“

„E Lump!“ schrie Henner. „Durchwalke soll mir 'ne! Wo geht er anne?“

„Ins Welschland! Jo, was der sagt! Aber ich glaube — ich glaube — wißt ihr, was ich glaube?“ rief Dieder ganz aufgereggt.

„Daß dort der Franzos, der Resident, kommt! Und wer bei ihm? — Holla, wer bei ihm, Kinderle? Unseres Meischters Tochter, Jungfrau Elisabeth!“

¹⁾ Die Straßburger Stadtfarben.

In der Tat, im Torweg tauchte bald nach des wüsten Silvius Abgang ein sonderbares Paar auf, das man selten beisammen sah: der französische Resident, elegant wie immer, leicht hin plaudernd, und die Tochter des Ammeisters, der er bis an die Haus-



tür freundlich das Geleit gab. Dort drückte er dem ziemlich verlegenen und offenbar unruhigen Mädchen höflich die Fingerspitzen, verbeugte sich tief und wandte sich wieder nach dem Torweg.

„Der Kerl! Der Franzos! Guck, wie er tänzelt! — G'selle, Kamerade, säid ihr Männer?! Her da, hinter dem Franzose mache mr jetzt e Gänsemarsch!“

Und der tolle und samt den anderen tüchtig betrunkene Jofele tänzelte in Frischmanns Gangart, elegant und den Kopf hin und her bewegend, statt des Hutes einen leeren Brotkorb auf dem blonden Kopfe, hinter dem ahnungslosen Residenten drein. Stürmisches Gelächter der anderen fünf Schelme! Und angesteckt von des Schwaben Narrheit, trabten auch sie im Gänsemarsch hinter ihm drein, die Bierkannen in der Hand, in gleichem Schritt und Tritt zum Torweg hinaus. Als letzter wackelte der dicke Dudeldei aus Finstingen und machte mit seinen kleinen Beinen gar große Schritte, was zu spaßhaft aussah. Also zogen des Ammeisters betrunkene Gesellen auf die Straße hinaus und hinter dem erschrockenen französischen Gesandten her.

Elisabeth schaute den losen Buben in starrem Entsetzen nach. Und als sie endlich begriffen hatte, was sie beabsichtigten, als sie ihnen endlich nachrief: „He, Jofele, Henner! Aber was macht ihr denn?“ — da waren die Fastnachtsnarren schon so in ihren Spaß vertieft, daß sie die Rufe der erschrockenen und empörten Jungfrau gar nicht mehr beachteten.

Dafür liefen jetzt einzelne Burschen und Männer in merkwürdiger Aufregung vorüber, in der Richtung nach der Pfalz. Und der Nachbar, ein Bäcker, der noch sein Schurzfell umhatte, rief hastig zu Elisabeth herüber:

„Ish din Vater uf der Pfalz, Elisabeth? Ish's denn wahr, daß sie uns welsch mache?“

„Ja, ja, Sepp,“ rief ein anderer, ein ebenso aufgeregter jüngerer Bürger, „unser' Dörfer sin schon weggenomme!“

Beide liefen weiter; Elisabeth stand fassungslos und geängstigt allein und sah ihnen nach. „Was ist das für ein toller Tag heute? Ist denn Karneval in Straßburg?“ — —

Sydow, der Brandenburger, hatte inzwischen in der heimatlichen Mark sein Haus geordnet und das Nötige mit seinem Vater verabredet. Dann hielt es ihn nicht länger; nach knapp vierzehn Tagen saß er wieder auf seinem Roß, und wieder ging's, schneller als vordem, nach dem lieben Süden, an den herrlichen Rhein, nach Straßburg. Zäh und fest hatte er nur das Eine im Sinn: das Haus dort mit dem lauschigen Erker, zu dem die Hammerschläge der Waffenschmiede heraufdröhnen, und die Leute in jenem Hause mußt du wieder sehen. Und will's das

Glück und der liebe Gott und der alte Ammeister, so geht Eine aus diesem Hause mit mir in die Mark, Eine, ohne die mich das Leben nicht mehr freut! Dieser eine, zähe Gedanke hatte sich in den Märker so fest eingelebt, daß er Tag und Nacht nichts anderes dachte, daß er seinen wackeren Braunen übermäßig anstrengte: und heute, an so bösem Tage, just heute war er in die alte Reichsstadt wieder eingeritten und hatte sein Pferd zunächst in der Herberge eingestellt. Dann hatte er sich beim Wirt nach dem und jenem erkundigt, hatte zu seinem Ingrimme erfahren, daß die Franzosen Dorlisheim und Molsheim weggenommen hatten und daß auf der Pfalz eine sehr wilde Sitzung stattfinde. Der Ammeister solle in öffentlicher Sitzung den Residenten Frischmann wegen harter Worte, die er am Vormittag vor Zeugen geäußert, um Verzeihung bitten; er habe sich anfänglich mit noch derberen Worten geweigert, endlich solle er es getan haben, wie der Türsteher den Leuten draußen bereits noch während der Sitzung aufgereggt ausplauderte. Und als Sydow dann selber vor das Rathaus ging, fand er da bereits eine unruhige Menge. Es waren Gerüchte laut geworden, General Montclar sammle bei Hochfelden Truppen; das könne nur gegen Straßburg gehen, hieß es allenthalben. „Sie haben Hagenau und Schlettstadt weggenommen, jetzt geht's gegen uns!“ Sydow schüttelte schweigend und grimmig den Kopf und wollte eben nach des Ammeisters Wohnung weiter wandern, da sah er den Residenten, von einigen Rathsherren begleitet, aus der Pfalz treten. Pfiffe und Rufe ertönten aus der Menge, aber ein kräftiges „Ruhig, Bürger!“ ließ sie wieder verstummen; einige grüßten. An der nächsten Straßenecke verabschiedeten sich die Rathsherren, unter ihnen der sehr höfliche Professor Obrecht, und Frischmann ging allein weiter. Sydow schritt in derselben Richtung, zum Vetter Ammeister. Da sah er etwas, was den so wie so schon empörten ehemaligen Reiter vollends in Harnisch brachte. Aus einer Seitengasse trat Elisabeth, offenbar auf dem Heimweg nach ihrer Wohnung; sie kam von ihrer Patin Günzer, der Frau des Stadtschreibers. Mit höflicher Verbeugung bot ihr Frischmann seine Begleitung an; und so gingen denn Jungfrau Elisabeth und Herr Resident Frischmann in angeregtem Geplauder miteinander die Spießgasse entlang, der gute Sydow aber schritt in einiger Entfernung knirschend hinterher. Den Schluß dieser Begleitung kennen wir schon. — —

Inzwischen hatte Elisabeth eine gute Weile am Torweg gestanden und schaute erregt in der Richtung nach dem Rathaus.

„Der Franzose ist ja ein recht höflicher Herr,“ ließ sich plötzlich eine Stimme vernehmen.

Elisabeth fuhr herum. Diese Stimme mußte sie doch kennen?! Da lehnte ein Mann in der Nische am Torweg, in bürgerlicher Kleidung, einen Reitermantel um die Schulter, den Hut tief in der Stirne.

Sofort erkannte ihn aber das Mädchen. „Ach lieber, lieber Herr Sydow,“ rief sie in jubelnder Freude und eilte mit ausgestreckten Händen auf ihn zu. Aber sie errötete tief und blieb stehen, wie erschrocken über ihre Raschheit, zumal auch Sydow sich nicht vom Fleck rührte.

„Ein seltsames Wiedersehen!“ knirschte Sydow. „Ich ritt durch Sturm und Regen, Tag und Nacht, ich konnt' es nicht abwarten, Euch und die Euren wiederzusehen — und wo seh' ich Euch zuerst? Mit diesem tänzelnden Heuchler seh' ich Euch auf offener Straße gehen! Wie ein Pudel und Leibknecht trab' ich hinterher! Von diesem Franzosen, diesem Spion, diesem Verräter — laßt Ihr Euch zärtlich die Hand drücken, Jungfrau Elisabeth?!“

„Aber — aber — lieber Herr Sydow, er hatte mich ja gebeten, ich sollte bei meinem Vater vermitteln, sie hatten ja einen so schweren Zank — ach, Herr Sydow, wie Ihr zu mir sprecht!“

Die weichherzige Elisabeth setzte sich auf die Bank an dem verlassenen Tisch und begann zu weinen.

„Ihr nennt mich „Herr Sydow!“ Die ich als mein liebes Weib heimholen will, muß ich“ — —

„Heda!“ riefen jetzt einige mit Knütteln bewaffnete Bäcker-
gesellen von der Straße her, „kommt mit! Straßburg wird ver-
rate! Mir werfe de Franzos, s' frischmännel, üs der Stadt!“

„Alle Wetter, ja! Tut das, Burschen! Und ich bin dabei!“ rief Sydow in Zorn und Schmerz, packte den großen Hammer der noch auf dem Tische lag und stürmte ihnen nach.

„Sydow! Um Gotteswillen — lieber —,“ rief Elisabeth. Auch Frau Martha trat jetzt bestürzt aus dem Hause, und die Magd Marie schlug am Fenster die Hände zusammen, wo sie längst gelauscht hatte.

„Was ist denn das alles, Elisabeth?“ sagte Frau Martha

in großen Sorgen. „Ist der Vater noch nicht aus dem Rathaus zurück? Und wer war denn das?“

„Sydow — dort — sieh doch!“ schluchzte Elisabeth fassungslos und legte den Kopf an die Schulter der Mutter. Ihr war so weh in ihrem gar zu weichen Gemüt, daß sie krampfhaft schluchzte und stöhnte, daß ein Schütteln durch ihren ganzen zarten Körper ging. Frau Martha stützte sie tief erschrocken: „Armes Kind, Elisabeth, komm zu dir!“ — und führte sie mit Hilfe der herbeigeeilten Magd ins Haus. — —

An jenem Abend rottete sich eine erregte Volksmenge vor des Residenten Haus am Gerbergraben zusammen. Steine flogen wider das Fenster, die Rufe „Spion! Verräter!“ schollen hinauf und wuchtige Hammerschläge waren eben dabei, die Thür zu sprengen. Man hätte sicherlich den französischen Gesandten vor den Rat geschleppt und Gericht verlangt oder weit Schlimmeres getan in der Erregung. Aber da trabte schon mit gefällten Spießen die Stadtwache heran und trieb den Volkshaufen mit leichter Mühe auseinander. Dabei wurden einige besonders wilde Burschen gefangen genommen. Und wer war unter diesem halben Duzend Gefangenen? Der junge Meister Christian Krug aus Buchweiler und der junge Brandenburger Friedrich Wilhelm Sydow.

Siebentes Kapitel.

Das war ein trauriger Abend für die Familie des Ammeisters. Elisabeth, die von etwas zarter Gesundheit war, lag in Fieber und Tränen; ihre Mutter blieb bis lang nach Mitternacht in ihrer Tochter kleiner, schmucker Dachkammer. Unten aber, in seiner Stube, ging der Ammeister hin und her, bis die Münstererglocke ein dröhnend Zwei in die milde Nacht rief. Bei ihm war nur sein flügster, herzlichster und besonnenster Freund, der frühere Ammeister Dietrich. Um Zwei endlich steckte Dietrich seine Laterne an und ging bekümmert heim. Alles Beraten und Plaudern hatte zu keinem Ergebnis geführt.

Am nächsten Vormittag war es in Straßburg anfangs recht ruhig. Seit dem gestrigen Auflauf war es wie Schwermut über

den charaktervolleren Teil der Bürgerschaft gekommen. Die andern freilich, die gleichgültigen, gingen bald gelassen wie immer ihrem Tagwerk nach; an den Gewerbslauben war bald wieder das gewöhnliche rege Leben; am Eisernen-Mann-Plätzel hatte sich ein herumziehender Gaukler mit zwei possierlichen Aeffchen aufgestellt, die allerlei Kunststückchen vollführten; die Jugend und allerlei Müßiggänger und Vorübergehende ergötzten sich überaus an den gelehrigen Tierchen. Andere standen in Gruppen beisammen und besprachen die gestrigen Vorfälle. Kurz, Straßburg sah im ganzen aus wie immer.

Und doch war es keine Woche mehr bis zu jener Septembernacht, die der freien Reichsstadt ein Ende machte.

Elisabeth hatte sich am Morgen gewaltsam aufgerafft. Und während die Mutter mit der Magd Marie in der Küche kleine Rheinische zu einem leckeren Mahl für den Ammeister zurecht machte, eilte die Tochter leise die Treppe hinab und vorüber. Es ließ dem gequälten Mädchen keine Ruhe; sie mußte zur Patin Günzer eilen und bei ihr Näheres zu erfahren suchen. Deren Gatte, das wußte sie ja, war mit dem Residenten ebenso bekannt wie mit den Beschlüssen des Rates.

Unterwegs malte sich das geängstigte Mädchen lebhaft genug aus, was dem teuren Vetter Sydow und dem guten Christian alles widerfahren könnte. Sie erinnerte sich wohl noch, daß im Jahre 1674, als ein ähnlicher Auflauf stattgefunden hatte, — weil die Franzosen vor den neutralen Straßburgern gewaltsam die Rheinbrücke abbrachen — daß in jenem bösen Jahre einer der Anführer zwei Stunden lang an einem Bein und einem Arm an eine Kette gehängt worden war.

„O Gott, wenn auf so schmäbliche Weise Sydow — —“ Sie wagte es nicht auszudenken.

Auf der Treppe begegnete ihr Frau Günzer, die eben nach dem Markte gehen wollte. Rasch zog sie die erregte Elisabeth, der die im Grunde herzensgute, wenn auch etwas eingebildete und geschwätzige Frau recht gut war, in die Küche herein.

„Elisabeth,“ flüsterte sie und machte eine Menge überflüssiger Handbewegungen, „hast du's denn gehört? Um Gotteswillen, mein Kind, hast du's denn gehört? — Er sitzt! Euer Vetter sitzt! Und der Christian dabei!“

Das war nun für Elisabeth just keine Neuigkeit.

„Ja, und was denkst du, Kind? Sie sind drin in der Stube, der Resident und Professor Obrecht und mein Mann! Die drei machen's jetzt aus, was mit den Gefangenen zu geschehen hat — verstehst du, mein lieb' gut Kind, verstehst du mich wohl?“

Elisabeth verstand nur zu gut. Sie nickte bloß, nahm ohne weiteres ihr Taschentuch, wuschte sich Augen und Gesicht, zupfte ihr Kleid zurecht und strich ihr Haar. Dann trat sie, zitternd vor Erregung, aber durchaus entschlossen, vor die erstaunte Frau Günzger.

„Seid so gut, Patin, wie seh' ich denn aus?“

„Ganz proper, Eisel, aber — wo soll's denn hinaus?“

„Ich will mit dem Herrn Residenten reden.“

„Du?“

„Ja. Er hat mir gestern so viel Worte gemacht, daß er mir und dem Vater zu Gefallen sein würde, wo und wie er könne — — Gut. Jetzt soll er mir's beweisen!“

„Laß du da deine Finger davon, Elisabeth! Um Gotteswillen! Hör' mal, ich will dir lieber vorschlagen“ —

Aber Elisabeth hörte nicht auf Frau Günzgers Vorschläge; schon hatte sie, wie ihr Vater blindlings auf ihr Ziel losgehend, die Küchentüre hinter sich zugemacht, war festen Schrittes über den Flur hinübergeseilt und stand jetzt vor den drei überraschten Männern, ohne Gruß, ohne ein Wort. Sie war zu erregt, um höfliche Redensarten finden zu können.

Frischmann war der erste, der sich von der allgemeinen Ueberraschung erholte.

„Ah, eine anmutige Ueberraschung! Die liebliche Tochter unseres verehrten Herrn Ammeisters“ —

„Suchst du meine Frau, Elisabeth?“ fragte Günzger trocken, während sich Obrecht höflich und gemessen verbeugte.

„Nein. Euch such' ich.“

„Wie?“

„Ihr habt mir gestern gesagt, Herr Frischmann, wenn Ihr ein Mittel wüßtet, der Stadt und meinem Vater zu zeigen, daß Ihr es wohl meint mit der Straßburger Bürgerschaft, so würdet Ihr das Mittel unverweilt anwenden. Gut, Herr Frischmann, Ihr habt hier ein Mittel. Seht, diese dummen jungen Leute“ — Elisabeth kam sich in ihrem ernstesten Schmerz sehr gereift vor — „hatten ja zu viel Wein im Kopf, wußten ja gar nicht, was

sie anstellten. Das hat doch alles mit der Politik sicherlich nichts zu tun, so lärmen sie ja an jedem Kirchweihfest oder beim Gänse-
spiel oder am Sonntagabend. Und so lärnten sie eben gestern auch
gegen Euch, weil nun einmal etliche Politiker ihnen aufgebunden
hatten, Ihr wäret an allem Unglück schuld. Du lieber Gott,
was weiß denn der gute Christian, ein lieber treuer Gesell, an
seinem Ambos von der Politik? Und Sydow — der ist ja ganz
fremd — — ich bitt' Euch darum herzlich, Herr Frischmann, ich
bitt' Euch, sagt meinem Vater ein Wort, so sind sie frei und
Ihr habt der Stadt und uns allen eine große, sehr große Freude
bereitet!"

Elisabeth hatte ebenso erregt wie entschlossen und zuletzt
herzlich gesprochen und Unterbrechungen gar nicht aufkommen
lassen; sie stand vor dem Residenten, der die Hand ins Kinn
gestützt hatte, und schaute ihm mit noch fieberglühenden Augen ins
Gesicht. Obrecht und Günzler standen schweigend; der erstere
lächelte, der zweite blätterte etwas verdrossen in seinen Papieren.

Obrecht lächelte: denn die drei Männer hatten soeben schon,
obwohl Frischmann ein so nachdenkliches Gesicht zog, als wolle
die Sache erst gründlich überlegt sein, ihren Entschluß fest gefaßt.
Professor Obrecht stellte sich seit gestern offen auf Seite des Resi-
denten; und schon begann in Günzler, dem neuen Franzosen-
freund, Eifersucht gegen Obrechts Einfluß aufzuglimmen. Die
drei Politiker hatten also schon vor Elisabeths Ankunft beschlossen:
es ist klug, es sieht edelmütig aus, es beruhigt die Aufgeregten,
wenn wir — von dem gestrigen Auflauf weiter gar kein Aufhebens
machen, sondern die Bürschlein einfach laufen lassen. In diesem
Sinne wollte sich Frischmann bei dem Ammeister verwenden.

„Mademoiselle,“ begann Frischmann mit Anmut, „es wird
mir eine Ehre und eine Freude sein, Eure holde Bitte zu erfüllen.
Ich werde, wenn Ihr mir die Erlaubnis gebt, ebenso wie Herr
Professor Obrecht, Euch zu Eurem Vater begleiten, und wir werden
ihn vereint bitten, die Gefangenen heute noch frei zu lassen.
En effet, es ist nicht der Mühe wert, sich über die Kleinigkeit von
gestern Abend aufzuregen.“

„Oh, ich danke — oh, wie ich Euch von Herzen danke, Herr
Frischmann,“ rief Elisabeth bewegt, und drückte dem Edelmütigen
beide Hände.

„Wollt Ihr uns draußen bei Frau Günzler erwarten?“ fügte

Herc Frischmann hinzu, denn er sah die Frau des Stadtschreibers mit freudigen Geberden an der Thür stehen. „Wir werden sogleich hier zu Ende sein!“

Elisabeth lief hinaus und fiel der ebenso gerührten und vor Freuden weinenden Sekretärin einmal ums andere um den Hals.

Drinne setzte sich Frischmann nur schweigend an den Schreibtisch, schrieb ein Billet und versiegelte es sorgfältig. Das gab er Günther.

„Habt Ihr einen Boten, Monsieur Günther?“

„Hier, im Nebenzimmer!“

„Eh bien, heute noch! Vous comprenez? Heute noch!“

Günther nickte. Die Beratung war zu Ende; Obrecht und Frischmann kamen heraus und begleiteten Elisabeth, von Frau Günther mit vielen Knien verabschiedet, nach ihres Vaters Haus. —

Im Hause des Ammeisters war inzwischen wieder etwas Sonnenschein eingekehrt. Dietrich und der Syndikus Franz — der sich aber bald wieder entfernte — kamen in aller Frühe von der Pfalz gelaufen und brachten ein eben erst eingelaufenes Handschreiben Se. Majestät des Kaisers Leopold I. Der Ammeister öffnete und sein verdüstert Antlitz erhellte sich zusehends: der Kaiser stellte eine regelmäßige jährliche Unterstützung in ganz bestimmte Aussicht. Mehr noch: Dietrich brachte zugleich einen Privatbrief aus Frankfurt am Main. Dort waren viele Straßburger Bürger auf der eben jetzt stattfindenden Messe; und einer von ihnen schrieb seinem Freunde Dietrich, daß durch ein kaiserliches Handschreiben die Formstreitigkeiten des dortigen Kongresses geschlichtet seien; der Kongreß hatte seine Arbeiten begonnen; nun würde rasch nachgewiesen sein, daß Frankreich mit Unrecht Straßburgs Dörfer weggenommen habe.

„Trefflich! Ganz vortrefflich!“ rief der Ammeister laut und klatschte schallend in die Hände. „Wir kriegen sie wieder! . . . Wir kriegen Geld und wir kriegen unsere Dörfer wieder . . . O Gott, ich wußt' es ja! Seht, es war ja auch nicht mehr zu ertragen! Gott sei Lob und Dank!“

In diesem Augenblick trat die freudig erregte Elisabeth mit Obrecht und Frischmann in das Zimmer.

„Vater, er gibt sie frei!“ jubelte das Mädchen und stürzte dem überraschten Ammeister in die Arme.

„Wer, was, wen?“ fragte der Waffenschmied gelassen, und

schob seine Tochter beiseite. Jetzt erst fiel ihm ja der unselige, törichte Tumult von gestern Abend wieder ein, und mit verfinsteter Miene bemerkte er kalt: „Ein früher Besuch! Nehmt Platz, ihr Herren!“

„Wir danken, Herr Ammeister,“ bemerkte Frischmann ebenso kalt, aber höflich. „Ich wollte bloß — von Eurer Tochter dazu ermutigt — die Bitte aussprechen: gebt die unbesonnenen jungen Leute, die man gestern in den Turm gesteckt hat, wieder frei. Ich bitte darum!“

„Ihr? — Aber Ihr seid ja der Beleidigte,“ erwiderte der Ammeister finster, aber fast etwas verwundert.

„Eben darum wage ich um ihre Freilassung zu bitten,“ beharrte der Resident.

„Weshalb?“ platzte der Ammeister nach einer kleinen Pause geradezu heraus.

„Weshalb? Ma foi, weil ich den ganzen Vorfall nicht ernst nehme.“

„Ich kann nicht allein handeln. Ich muß das Dreizehner-Kollegium befragen.“

„Um dieser Bagatelle willen?“

„Ich möchte,“ mischte sich nun auch Obrecht kalt und gemessen ins Gespräch, „die Bitte des Herrn Residenten unterstützen. Wenn Ihr, Herr Ammeister, im Beisein und mit Willen zweier anwesenden Ratsherren die Sache beendet, so wird darin niemand etwas Anstößiges finden. Wir werden das öffentlich zu verantworten wissen. Das Gericht mag die Tumultuanten ja immerhin noch zu einer Geldbuße heranziehen. Jetzt ist vor allen Dingen wichtig, daß die Stadt zur Ruhe komme!“

Der Ammeister, dem dieser Edelmut sehr seltsam vorkam, überlegte eine Weile; dann setzte er sich an den Schreibtisch, schrieb einige Worte und übergab den Zettel einem im Hofe wartenden Stadtboten, der vorher mit Dietrich von der Pfalz gekommen war. „Bringt das in den Turm, Philipp!“ Eiligst hinkte der alte Stadtsoldat davon. Elisabeth, die hinter ihrem Vater stand, atmete auf und eilte hinaus zur Mutter.

„Ich erachte es zwar gleichfalls als besonnen und für die Ruhe der aufgeregten Stadt wichtig,“ begann der Ammeister, „wenn wir über diesen törichten und nutzlosen Auflauf stillschweigend hinweggehen. Ich werde das vor dem Räte verant-

worten. Aber — wollt Ihr mir nicht sagen, Herr Resident, was Euch zu diesem — daß ich offen gestehe — recht seltsamen Edelmut veranlaßt?“

„Nun, Herr Ammeister, derselbe Grund, den Ihr da anzuführen geruht. Und sodann — um ganz ehrlich zu sein — viele Straßburger denken so schlecht von meinem hiesigen Tun und Lassen, daß es mir Freude machen würde, wenn Ihr, Herr Ammeister, bekannt gäbet, daß — — nun, daß es immerhin mein besonderer Wunsch war, diese meine Beleidiger straflos zu entlassen. Ich persönlich, das muß ich bei dieser Gelegenheit endlich sagen, bin eine durchaus humane und wohlwollende Natur. Daß sich mein inneres Gemüt hinter kaltem Verstand, den nun einmal die Diplomatie erfordert, sehr oft verbergen muß — tant pis! Um so schlimmer für mich. Ich bin es leider gewohnt, verkannt zu werden, und — ich zucke die Achseln, schweige und — dulde das eben.“

Also sprach Herr Frischmann.

Der biedere Ammeister hatte die Hände auf den Rücken gelegt, und sah den Franzosen lange schweigend an. Endlich streckte er ihm die Hand hin und sagte kurz und rauh:

„Ich scheine Euch verkannt zu haben, Herr Frischmann, gebt mir Eure Hand!“

Und er schüttelte ihm schweigend, aber kräftig die schmale Hand.

Dietrich hatte die Arme gekreuzt und rührte sich nicht; er war an Geist und Menschenkenntnis seinem Freunde bei weitem überlegen; er sah auch hier schärfer als der gute Waffenschmied.

Rasch ging nun dem Ammeister das Herz wieder auf. Seine angeborene Lebensfreude brach mit voller Kraft durch. Er verlas den beiden Herren mit Behagen die beiden Schreiben; Frischmann, der Fuchs, gratulierte; Obrecht begnügte sich mit einem nachdenklichen „Hm“. Zugleich ließ der fröhliche Hausherr Wein bringen, und man stieß wieder einmal, nach so langer Verstimmung, einmütig auf das Wohl der guten Stadt Straßburg an.

Da erscholl draußen ein Getrampel vieler Füße. Was ist das?

„Aha, unsere Aufrührer! unsere Galgenvögel!“ rief der Ammeister in bester Laune. „Herein mit den Spitzbuben!“

Er riß die Thür weit auf; und herein marschierten Sydow,

Christian und vier andere Missetäter, ganz junge Burschen. Der Stadtknecht blieb an der Tür stehen. Die sechs Sünder machten teils verlegene Gesichter, teils sahen sie recht mürrisch zu Boden, besonders der jetzt gar zu nüchterne Christian. Sydow allein



„Aha, unsere Aufrührer! unsere Galgenvögel!“ rief der Ammeister.

schaute fest und ernst den Residenten an. Seine gerade Haltung, sein blonder Schnurrbart hoben ihn schon äußerlich von den anderen ab, abgesehen von dem gleichfalls ganz strammen Christian.

„Wenn ihr nun meint, daß ihr so ohne weiteres laufen könnt,“ hub der Ammeister mit verstelltem Ernst an, „so irrt ihr euch alleweil arg! Keiner von euch hat die Stadt zu verlassen, bis ihr wegen Spektakels dem Gericht Dublonen über Dublonen bezahlt habt! Verstanden? Da heißt's schweigen, Chrischan! Da kannst du noch manche Hellebarde nageln und manche Deichsel festhämmern! Und du dort, Bäckergeßell: von jetzt ab heißt's die ersparten Groschen nicht mehr ins Weinhaus tragen, sondern auf die Straßburger Stadtkasse! Die kann's brauchen! . . . Was freilich den da betrifft, den Brandenburger — den werden wir wohl ganz laufen lassen müssen, sonst rennen wir mit seinem Oberherrn, dem Kurfürsten von Brandenburg, zusammen. Und mit dem ist nicht gut Kirschen essen!“ — Er lachte; auch die Herren lächelten ob des Ammeisters guter Laune. „So, und jetzt fort mit euch Krafehlern! Aber nicht eher, bis ihr, einer nach dem andern dem Herrn da, dem französischen Herrn Gesandten, einen dankbaren Knix gemacht habt. Denn ihm und seiner Fürbitte habt ihr es zu verdanken, daß man euch laufen läßt!“

Die Burschen beeilten sich, dem Residenten eine ungeschickte Verbeugung zu machen, froh, so leichten Kaufes davon zu kommen; und Christian, der sich als junger Meister fühlte, fügte höflich hinzu: „Wir danken auch schön.“ Dann verzog sich einer nach dem andern zur Tür hinaus, in den Hof, wo schon Jokele und die anderen Schmiedgesellen im Schurzfell auf der Lauer standen und darauf brannten, Neues zu hören und die Befreiten zu beglückwünschen. Dudeldei war auch dabei und prahlte unablässig, wie er gestern einem Stadtsoldaten beinahe eine Bierkanne an den Kopf geworfen hätte; leider hätte sich aber der Kerl gebückt.

Nur Sydow blieb im Zimmer stehen steif und norddeutsch.

„Ich weiß nicht, was das soll,“ begann er. „Ich kann dem Herrn Residenten nicht danken.“

„Und warum nicht?“ erwiderte der Ammeister.

„Ich wüßte nicht, was ich just Euch getan hätte, junger Herr,“ bemerkte Frischmann lächelnd. „Ich werde mich hüten, wie schon Herr Ammeister sagte, der Mark Brandenburg zu nahe zu treten.“

„Wäre es auf mich angekommen,“ bekannte nun Sydow frei heraus, „so stündet Ihr jetzt nicht hier!“

„Nun, wo denn sonst?“

„Aus der Stadt hätten wir Euch gejagt, Herr, wenn dieses Straßburger Volk ernst wäre! Dann hätten wohl die Herren im Reiche aufgeschaut und endlich wahrgenommen, wie's hier zugeht!“

„Ei, ei, Ihr seid ehrlich,“ erwiderte Frischmann kalt und gelassen.

„Ich kann Euch dies Kompliment nicht zurückgeben,“ war des ehemaligen Reiters Antwort. Damit verbeugte er sich gegen die Herren und ging hinaus.

„Nehmt's ihm nicht übel, Herr Resident! Sind eben ein anderer Schlag, die da oben in ihrer trockenen Mark,“ entschuldigte der Ammeister.

Obrecht und Frischmann brachen jetzt auch auf; Dietrich folgte ihnen nach einiger Zeit; und der aufgeräumte Ammeister begab sich hinüber ins Wohnzimmer, wo er den jungen Brandenburger bei Elisabeth und Frau Martha fand. — — — —

Der Stadtschreiber Günzer war nach dem Weggange Obrechts und Frischmanns zunächst allein geblieben. Das versiegelte Billet hielt er nachdenklich in der Hand; dann ließ er sich in einen Lehnstuhl sinken und starrte mit seiner nüchternen Miene in Gedanken verloren auf das Papier.

Was hatten die drei Herren vorhin beschlossen? Was enthielt dieser Brief? An wen war er gerichtet?

Frischmann und Obrecht, die beim Ammeister so harmlos zu plaudern wußten, waren wahrhaft Meister in der Verstellungskunst. Sie wußten beide ganz genau, daß General Montclar, der militärische Gouverneur der elsäßisch-französischen Besatzungen — derselbe, der im schönen Wasgau manche alte schöne Burg zerstört und gesprengt hat — ein Heer von insgesamt 35 000 Mann an verschiedenen Punkten der Ebene gesammelt habe und bereits langsam und unauffällig auf die Stadt Straßburg anmarschiere. Wann und wie die eigentliche „Aktion“ stattfinden würde, wußten sie freilich kaum; aber daß Straßburg vor dem unmittelbaren Fall stand, war den Dreien nicht verborgen.

In seinem letzten Briefe hatte General Montclar in Geheimschrift berichtet, daß er dem Obersten von Asfeldt Befehl gegeben, in einer der nächsten Nächte die Rheinschanze, die den Straßburgern gehörte und in Friedenszeiten mit einer kleinen Wache

von zwölf Mann besetzt war, gewaltsam wegzunehmen. Dies würde der Anfang sein. Zugleich fragte der General an, wie es in der Stadt stehe; ob sein Vorgehen nicht bemerkt worden wäre; ob er ungesäumt und unauffällig Straßburg umringen und einschließen könne. Er sei bereit; drei tüchtige Regimenter, Royale, La Fère, Picardie stünden schon ganz nahe.

Den Stadtschreiber überließ plötzlich ein Zittern, als er sich vergegenwärtigte, wie nahe die schwere Stunde sei. Wie, wenn es nun nicht ohne Blutvergießen abging? Wenn einige Hitzköpfe eine Gegenwehr durchsetzten? Wenn die Stadt bombardiert würde? Günzer ließ den Kopf hängen und stöhnte mehrmals laut auf. Ein Verräter war er ja nicht eigentlich, tröstete er sich innerlich, denn die Stadt wäre ja so wie so gefallen; aber — aber — ehrlich und charaktervoll wahrlich auch nicht, nicht ehrlich, nein, nein . . . nicht ehrlich . . .

Aber diese Anwandlung verflog rasch wieder. Er sprang auf und öffnete die Nebentür.

„Komm heraus, Silvius!“

Und heraus trat — unser wohlbekannter Silvius. Der düstere Gesell hatte ziemlich saubere Kleidung an; sein roter Bart war etwas zurecht gestutzt; an den Füßen trug er stattliche Reiterstiefel. Der also, dieser Lodderbube, war es, der seit Wochen zwischen der französischen Partei der Stadt, besonders Frischmann, und dem General Montclar den Zwischenträger machte. Ein Gesell des ehrlichen Ammeisters.

„Herr Resident Frischmann läßt Euch durch mich bitten, Silvius, ihm diesen Brief wieder zu besorgen. Ihr werdet den Gesuchten auf der Zaberner Landstraße im Marsche treffen, und zwar zwischen Brumath und Hochfelden.“

Silvius setzte sich ohne weiteres auf einen Sessel, zog einen Stiefel aus, legte den Brief auf die Fußsohle und zog den Stiefel wieder an.

„Sodann,“ fuhr Günzer fort, und holte einen kleinen, aber prall gefüllten Geldbeutel aus einem Wandschrank, „hat mir Herr Resident Frischmann diesen Beutel für Euch übergeben. Aber unter der Bedingung, daß Ihr — wie Ihr versprochen habt — auf Nimmerwiederkehr über Zabern nach Frankreich weiter reitet. Das Pferd verbleibt Euch.“

„Hab' dies Nest lange schon satt,“ knurrte Silvius und steckte den Beutel ein.

„Wenn Euch jemand fragen sollte, wohin Ihr“ — —

„fragt mich niemand, haha! Gehen mir alle aus dem Weg . . . Zudem lad' ich mir wieder aus Eurer Küche so viel Proviant auf, daß die Dummköpfe meinen, es geht wieder im Auftrag der Franzosen zum Zaberner Goldschmied. Mein Pistol hab' ich auch im Gürtel, und ein tüchtig langes Jagdmesser. Wagt sich, schätz' ich, keiner in meine Nähe. Zudem — das sind ja alles solche Schlafmützen, die da. Geht jeder verdrossen an sein Tagewerk und kümmert sich den Henker um höhere Politik.“

„Es ist gut, so brecht auf.“

„Lebt wohl. Ihr könnt dem Frischmann danken, wenn Ihr's für nötig haltet. Wenn nicht, so laßt's ganz ruhig bleiben. Der gibt mir diesen Beutel ja doch nicht aus Großmut, der denkt ja doch nur an sich — wie Ihr auch, Herr Stadtschreiber — wie alle Menschen, ich auch!“

Mit diesen bitteren Worten warf der Wallone die Thür hinter sich zu und ging davon.

Beim Ammeister Würtz gab es an diesem Tage noch ein gar liebliches Nachspiel zu den trüben Ereignissen der letzten Zeit. Als der Ammeister in die Wohnstube hinüberkam, standen Elisabeth und Sydow Hand in Hand vor Frau Martha.

„Oho!“ rief der Ammeister. „Mir scheint, ich muß da noch einmal dazwischen fahren. Kommt einmal her, ihr Zwei!“

Elisabeth und Sydow traten lächelnd näher, ohne daß der Brandenburger die Hand der jungen Elsässerin losließ. Ja, er nahm nun ihre Hand in die Linke und legte sogar den rechten Arm um Elisabeths Schulter.

„Ei, Ihr seid mir 'mal ein Räubersmann!“ hob der Alte gemüthlich an und lehnte sich im großen Armstuhl behaglich zurecht. „Erst muß ihn der Ammeister einsperren, weil er französische Gesandte rauben, morden oder fortjagen will“ — —

„Dazu hattet Ihr kein Recht, Herr Ammeister,“ sagte Sydow.

„Euch einzusperren? Daß dich — das wollten wir einmal sehen hier in Straßburg! Wer denn sonst?“

„Mein Herr, der Kurfürst von Brandenburg.“

„So, so. Na, lassen wir das den Juristen. Was aber jetzt

den zweiten Fall da anbelangt, den Raub meiner Tochter, so werd' ich nun als Vater dazwischen fahren" — —

„Dazu habt Ihr auch nur ein halbes Recht,“ erwiderte Sydow mit leichtem Lächeln.



Silvius aber ritt unterdessen zu General Montclar.

„Ein halbes? Ei, warum nicht gar! Wer hat denn die andere Hälfte?“

„Meine Herrin, Jungfrau Elisabeth,“ erwiderte Sydow herzlich und drückte seine glückstrahlende Braut an sich.

Frau Martha stand in inniger Freude an des Ammeisters Stuhl; sie streichelte ihrem Mann das graue Haupthaar.

Der Alte aber sprang jetzt auf und ließ den Scherz fallen.

„Kommt an mein Herz, liebe Kinder!“ rief er bewegt, „Gott segne euch, alle zwei, und mach' euch so glücklich, wie er mich mit dieser da glücklich gemacht hat!“ . . .

Ein reines, tiefes Glück war zum ersten Mal nach langer Kummernis bei diesen vier trefflichen Menschen eingekehrt. Es gab ein heiteres Mittagmahl; der Ammeister floß über von ausgezeichneter Laune; Elisabeth lief vergnügt von Stube zu Küche und stieß draußen auch mit den fröhlichen Gesellen auf die Verlobung an; wohl selten hatte in allen früheren Jahren ein so sonniger Tag in diesem Hause Einkehr gehalten.

Silvius aber ritt unterdessen zu General Montclar.

Achtes Kapitel.

Es war in der Nacht zum 28. September 1681. Die alte deutsche Reichsstadt am Rhein lag in mildem Mondlicht und tiefem Schlummer. Der Wächter auf der Plattform des Münsters lehnte behaglich am Geländer und sah in die stille Nacht; ein Nachtwächter stieß ins Horn und sang mit schläfriger Stimme die Stunde ab. Es war zwei Uhr morgens.

Da wurden vom Rhein her dumpfe Töne wach. Lichter sackelten dort draußen hin und her; einige Schüsse fielen. Was war das? — Der Wächter auf dem Münsterturm gähnte und der Torwart des Mehrgertors wickelte sich verächtlich wieder in seinen Mantel. „Pah, es sind französische Truppen. Sie machen eine Nachtübung!“

Aber da draußen wurde es immer lauter. Wirre Stimmen erschallten; laufende Menschen kamen durch die Nacht: endlich tauchten im Mondschein die ersten drei Flüchtlinge von Kehl her auf.

„Holla, Torwache aufgemacht! Straßburg alarmiert! Die Franzosen haben die Rheinschanze überfallen und besetzt! Es wimmelt von französischen Truppen! Der Anschlag gilt Straßburg!“

„Poß Wetter!“ Der Torwächter stieß ins Horn; die Wache stürzte zu ihren Waffen. Der nahe Nachtwächter nahm den Alarm-

ruf auf; die flüchtigen Soldaten von der Rheinschanze, verstärkt durch die Soldaten des Tors, liefen teils ans Münster und schrien es dem Glöckner zu, teils zum Stadtkommandanten von Jahneck: — und eine Viertelstunde später gellte die „Mordglocke“, die Sturmglocke, in kurzen wilden Tönen über das ahnungslose Straßburg.

Jetzt wurde es laut in der nächtlichen Stadt. Fensterläden wurden aufgeschlagen, Fenster wurden hell, fragende Gesichter streckten sich heraus; von Haus zu Haus ging ein Rufen durch die Nacht: „He, Nachbar, was gibt's? Wo brennt's? Warum läuten sie denn?“ und „D' Franzose sin da! D' Franzose!“

Die Besatzung, die kaum noch aus 800 Mann bestand — man hatte aus Geldnot und auf Drängen der Franzosen nach und nach selbst die Schweizer Kompagnien entlassen müssen — eilte im Lauffschritt auf ihre Bastionen. Die wehrfähige Bürgerschaft, etwa 3000 Mann, bewaffnete sich und rannte von allen Seiten her mit Windlichtern und Fackeln nach ihren Lärmplätzen, jeder zu seiner Kunst und Abtheilung. Der tapfere Stadtkommandant ließ im Nu die Kanonen auf die Wälle fahren: und so war denn die friedliche Septembernacht von laufenden, rufenden Bewaffneten, von hin und her sprengenden berittenen Boten, von rasselnden Kanonen in einem Augenblick unheimlich verwandelt. Ganz Straßburg war lebendig.

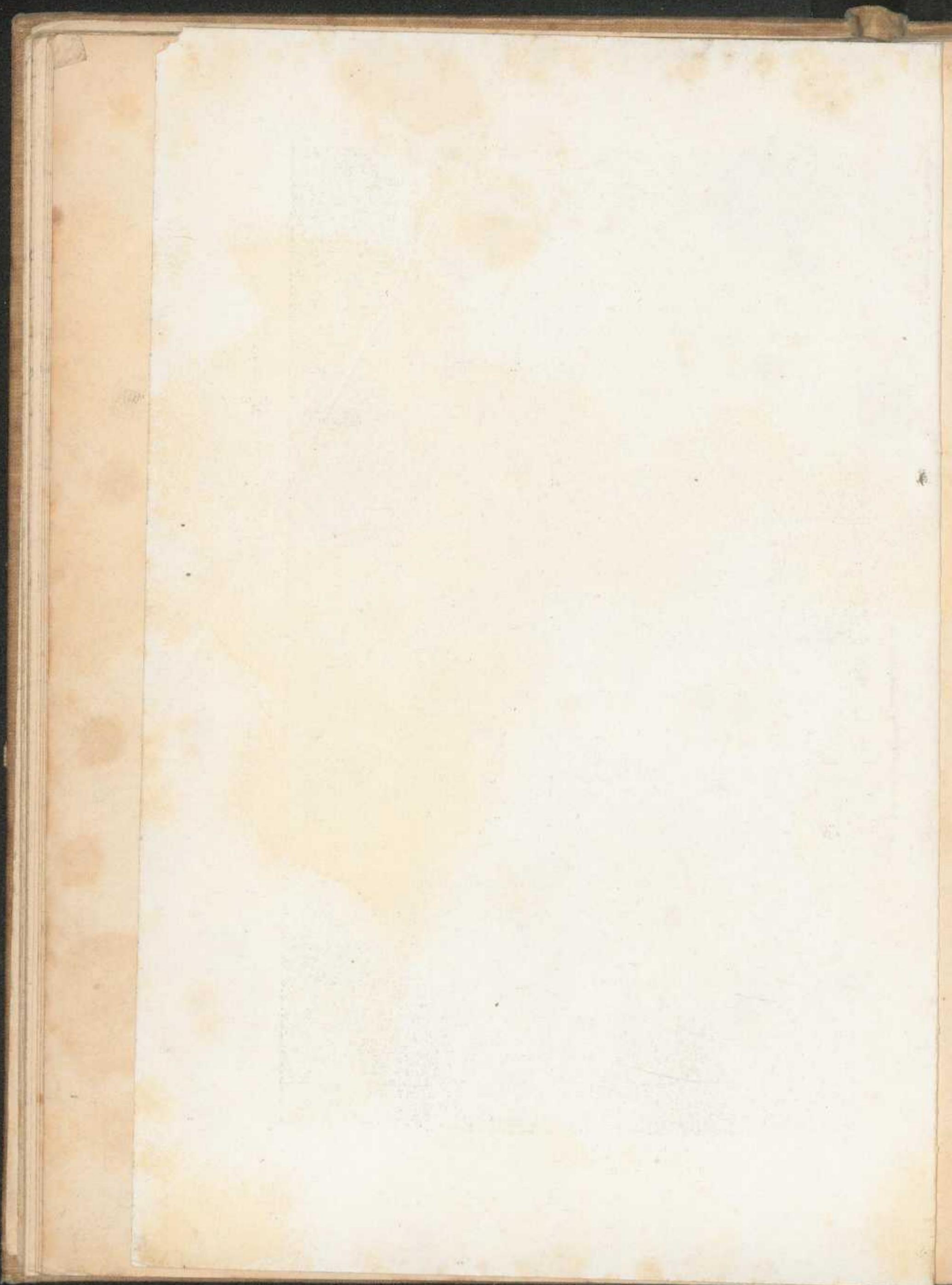
Auch die Ratsherren, die Dreizehner und Einundzwanziger, eilten aus allen Richtungen, und nicht so behaglich und würdevoll wie sonst, auf die Pfalz. Da kam der biedere Reiskeißen, bestürzt, kaum fertig angezogen; bei ihm in erregtem Gespräch die Herren Wencker und Brackenhoffer, der Syndikus Franz und der Dr. Gottfried Stößer. Unmittelbar nach ihnen, vom Nikolausstaden her, Dominikus Dietrich, der Stettmeister Böcklin von Böcklinsau und der Rechtsanwalt Frid; dort tauchte auch schon, von einem Diener mit der Laterne begleitet, das scharfsinnige, kalte Gesicht des Professors und Politikers Obrecht auf. Günzer war schon unter den ersten auf den Platz geeilt, und ging oben im hell erleuchteten Saal bereits unruhig auf und ab.

Und der Ammeister Johann Friedrich Würtz? Poß Blitz, denkt der Leser, der wird gehörig losdonnern, wenn er auf die Pfalz kommt! Der wird — —

Gemach! Der Ammeister hatte den vorhergehenden Abend



Die alte deutsche Reichsstadt lag in mildem Mondlicht und tiefem Schlummer.



bis tief in die Nacht mit dem jungen Brandenburger Sydow plaudernd verbracht. Dabei hatte er zu seiner Freude entdeckt, daß dieser junge Held auch ein ganz heller Kopf sei. Sie hatten über Politik, über Straßburg, über das Reich, über Brandenburg und seinen Kurfürsten gesprochen: und als sie endlich aufstanden, um ihr Lager aufzusuchen, hatte der Ammeister mit merkwürdiger Ruhe und Festigkeit zu dem jungen Schwiegersohn das Wort gesprochen: „Mein Lieber, es kommt wie ein Schauen in weite Zukunft über mich: nicht der abgearbeitete Süden, nicht das Reich, nicht der Wiener Kaiser wird uns helfen: wir müssen den Norden Deutschlands erstarren lassen, vom Norden her wird dann für ganz Deutschland ein neues, frisches Leben anbrechen! Gute Nacht, Sydow! All unsere Politik ist ja einstweilen gänzlich unnütz; Straßburg wird leider fallen müssen! Aber es bleibt nicht dabei! Dafür lassen wir euch sorgen! Gute Nacht, mein junger Brandenburger!“

So war der Ammeister gestern Nacht zur Ruhe gegangen. Und als jetzt die Sturmglocken auch ihn aus dem Schlaf rüttelten, da war er zwar zunächst außerordentlich bestürzt, hatte aber bald eine fast feste Fassung wieder gefunden.

Bedächtig und gelassen zog er sein Amtskleid an, wobei ihm seine zitternde Gattin half.

„Nur ruhig, Martha! Wo ist meine Halskrause? — So! Und nun die Kette! Und nun den Stock! — Holla, Sydow, begleite mich zur Pfalz!“ rief er durchs Fenster in den Hof, wo schon alles wach war. „Henner ebenfalls! Ich könnt' vielleicht ein paar zuverlässige und tapfere Kerle brauchen! Nehmt Laternen mit! Und zieht euch feste Stiefel an!“

Eben kam auch Binder in den Hof gelaufen. „Heda, Würtz!“ rief er durch den Lärm der Straße herauf.

„Bin schon da, Alter!“ entgegnete der Ammeister, und trat fest und frisch mit seiner Begleitung aus dem Hause. „Nur keine Aufregung! Wir werden sehen, was zu tun ist! — Ist der Stadtkommandant und die Garnison auf ihren Plätzen?“

„Ja, aber man hält Pulver und Munition noch im Zeughaus unter Verschuß, damit kein voreiliger Schuß von unserer Seite abgegeben wird!“

„Sehr vernünftig. Wird den Straßburgern leider doch nichts nützen.“

„Es wimmelt draußen von Franzosen. Die Rüstungen des Generals galten also uns. Er hat an die 40 000 Mann!“

„Das war mir von vornherein klar. Aber nur ruhig, Freund Binder. Ihr seid ja ebenso aufgeregter wie die Weibslente da! — Behüt' dich Gott, Martha! Erkält' dich nicht, Elisabeth! — Kommt Binder, auf die Pfalz!“

Und der sonst im kleinen Gezänk des Tages so leicht aufgeregte Mann war nun seltsamerweise der ruhigste von allen. Festen Mutes schritt er mit Binder und den jungen Leuten durch das Gewühl der Straße nach dem Rathaus. — —

Ammeister, Stettmeister, das Kollegium der Dreizehner, das Kollegium der Einundzwanziger waren im großen Saale des Rathauses (am heutigen Gutenbergplatz) versammelt. Das Sturm läuten von Sanct Wilhelm bis Sanct Nikolai dauerte immer noch fort; man hoffte, die Bauern der Umgegend herbeizurufen, als Verstärkung der schwachen Besatzung. Viele Familien flohen auch in die Stadt und brachten die Nachricht mit, daß von allen Seiten eine große französische Armee Straßburg umzingle. Der Rat behielt aber durchaus den Kopf oben; eine Ehrenwache von 60 Bürgern wurde vor dem Rathaus aufgestellt, um jedem Auf- lauf vorzubeugen; eine weitere Wache vor das Haus des Residenten, dessen Familie man zu wissen tat, sie möge sich um ihrer Sicherheit willen nicht auf der Straße blicken lassen. Dann begann die Sitzung.

„Meine Herren Räte und Einundzwanziger!“ hob der Ammeister mit kräftiger Stimme, aber ruhig und gesetzt seine Rede an, „es ist Jedermann in diesem Saale bekannt, was uns hier mitten in der Nacht zu so seltsamer Beratung zusammenführt. Französische Dragoner haben mit bewaffneter Hand unsere Rheinbrücke besetzt; von drei Seiten kommt uns die Nachricht, daß weitere Regimenter auf Straßburg anrücken. Wir stehen jetzt“ — und hier wurde er sehr ernst — — „jetzt, in dieser Nacht, vor der Entscheidung: soll unser Straßburg freie deutsche Reichsstadt bleiben? Soll sich unser Straßburg dieser — schänden Gewalttat beugen?“

„Nein, nein, niemals!“ riefen viele, und ein Stimmengewirr der Versammelten unterbrach des Ammeisters Rede.

„Was wollt ihr anders tun?“ rief einer.

„Zur Sache! Habt ihr für die Verteidigung gesorgt?“ ein anderer.

„Man lasse den Ammeister berichten!“ ein dritter.

Nach und nach beruhigte man sich wieder; der Ammeister konnte sich wieder vernehmlich machen.

„Was geschehen konnte,“ fuhr er fort, „ist geschehen. Die Wälle sind besetzt, die Kanonen in den Basteien, die Truppen und die Bürger bewaffnet auf ihren Plätzen. Ein Ueberfall ist also vorerst nicht möglich. Und hier“ — und er hob etliche Papiere in die Höhe — „sind Depeschen, die ich soeben an Seine Majestät den Kaiser, an einen erlauchten Reichstag, an den Herrn Markgrafen von Baden=Durlach anfertigen ließ. Diese eindringlichen Hilferufe, meine Herren Räte, sind vorderhand das wichtigste, was uns zu tun obliegt. Diese documenta und petitiones lauten aber also: „Ew. Majestät u. s. w. tut eine freie Reichsstadt Straßburg untertänigst kund und zu wissen, wasmaßen uns schmählicher und unerhörter Weise heute Abend betroffen hat, indem uns eine starke Armee Sr. Exzellenz des Generals von Montclar in nachtschlafender Zeit überfallen, unsere Zollschanze nebst Rheinbrücke besetzt und die Stadt umringt hat, mit offenkundiger Absicht, unserer altehrwürdigen Freiheit ein gewaltsam Ende zu bereiten. In Ansehung dessen bitten Rat und Bürgerschaft besagter freier und Reichsstadt Straßburg Ew. Majestät flehentlich und eindringlich: wollet uns nicht in so schmählicher Tücke untergehen lassen, wollet der Bedeutung und Ehre dieses alten und gar wichtigen Schlüssels der Rheinbrücke gedenken, wollet Euch erinnern, daß der Stadt Straßburg Freiheiten und Privilegien oftmals ausdrücklich garantiert sind und daß niemanden das Recht zusteht, selbige anzutasten. Und somit bitten wir Räte und Schöffen der Stadt Straßburg Ew. Majestät und das Deutsche Reich um schleunige und kräftige Hilfe, geben auch zu bedenken, daß solcher Fall der Stadt Straßburg eine infame Schande wäre für das ganze Römische Reich deutscher Nation“ — —

„Eine infame Schande! für das ganze Reich! Ja! Schande! Sie sollen und müssen helfen!“ — ein lebhafteres, erregtes, stürmisches Rufen und Durcheinanderschreien unterbrach hier wieder den Ammeister. Dann drängte man sich heran und unterschrieb. Alle Debatte war wieder unterbrochen; es war ein aufgeregtes Lärmen.

„He, Sadtknecht!“ winkte der Ammeister und rief einem Soldaten etwas zu. Dann fuhr er laut fort: „Es müssen, ihr

Herren Räte, — gebt Ruhe! — mit unseren gewöhnlichen reitenden Boten etliche beherzte Männer bis ins Badische hinüber, da die Umgegend von Franzosen überfüllt ist. Ich habe zwei bewährte Leute hier“ — der Stadtknecht hatte Henner und Sydow hereingeführt — „die nicht Tod noch Galgen fürchten, und von denen der da, mein Geselle Henner, jeden Fußbreit Landes bis über den Rhein hinüber genau kennt. Seid ihr fertig, so geben wir die Papiere unseren reitenden Boten nebst diesen scharf bewaffneten Burschen. Mehr Begleitung würde auffallen.“

Die drei Boten nebst Sydow und Henner machten sich vollends bereit, indem sie Pistol und Säbel an sich nahmen; die Pferde standen bereits gesattelt. Dann, mit besten Segenswünschen, ja mit Händedrücken von der erregten Versammlung begleitet, brachen sie auf.

„Bringt mir die Papiere über den Rhein! Und wenn zehntausend Franzosen im Rheinwald liegen! Sie müssen hinüber! Und macht im Badischen gewaltigen Lärm, wo ihr hinkommt! Es soll's jedermann wissen da drüben! Das schläfrige Reich da drüben soll erwachen!“

So entließ sie der Ammeister.

Gleich darauf, von Hochrufen der auf dem Platze drängenden Menge begleitet, schollen die Hufschläge der fünf Reiter durch die Mondnacht. Da sie die Hauptstraßen besetzt wußten, so bogen sie unmittelbar vor dem Metzgerthor links auf einen Feldweg ab; und, das gespannte Pistol in der Rechten, ging's bei hellem Mondlicht wie die wilde Jagd übers Feld dem sumpfigen Rheinwald zu. —

Unterdessen verhandelte der Rat lebhaft weiter. Man einigte sich dahin, sofort bei Tagesanbruch den heute recht gedrückt an seinem Platze sitzenden Stadtsekretarius Günzger, von einem Trommler begleitet, hinaus zu den Franzosen zu schicken. Günzger erklärte sich dazu bereit. Dann vertagte sich der Rat auf eine Stunde; es war sechs Uhr geworden.

Herr Günzger aber ritt, von einem unablässig sein Kalbsfell bearbeitenden Trommler begleitet, vors Thor, wurde dort von den französischen Vorposten angehalten und nach Illkirch geführt, wo sich General Montclar befand.

Es war kein angenehmer Empfang. Se. Excellenz der

General erklärte kalt und rauh, er sei als Gebieter da, nicht als Unterhändler.

„Eure Stadt gehört nach den letzten Friedensverträgen zu Frankreich; wenn wir bis jetzt Straßburg nicht besetzt haben, so geschah das nur deshalb, weil wir keine Zeit hatten. Wir machen also nur von unserem Rechte Gebrauch. Erkennen aber die Herren in Straßburg dies Recht nicht an, so habe ich hier bei mir 35 000 Mann und werde den Herren Räten mit Pulver und Blei unser Recht beweisen! Morgen oder heute noch trifft Minister Louvois in Illkirch ein. Wenn Straßburg die Kanonen, deren Aufstellung auf den Wällen man mir meldet, zu benützen wagt, wenn Straßburg sich auch nur mit einem Schuß verteidigt — mein Herr Sekretarius, so werde ich die Straßburger als Rebellen behandeln! Wornach man sich zu richten hat!“*)

So fertigte der General des Sonnenkönigs den Straßburger Stadtschreiber ab. Dann aber ging er zur Liebenswürdigkeit über, bot dem Sekretär, den er seiner persönlichen Hochachtung versicherte, einen Trunk Wein an, lud eine Abteilung des Rates höflich zu sich heraus und meinte, man könne ja die Sache in aller Ruhe und Behaglichkeit besprechen. Straßburgs Rechte würden weiter gar nicht angetastet werden; nur in etlichen Kleinigkeiten usw. usw.

*) Zur Beleuchtung dieser Auffassung der Franzosen sei hier der Friedensparagraph mitgeteilt, um den es sich allein handeln konnte. Im Nymweger Frieden war Straßburg, trotz der Bitten des Rates, nicht mehr erwähnt worden; es wurde nur ausdrücklich gesagt, daß für das ganze Elsaß die Bestimmungen von 1648 in Kraft bleiben sollten. Im westfälischen Frieden besagte nun der § 12 Folgendes: „Der allerchristlichste König soll gehalten sein, nicht allein die Bischöfe zu Straßburg und Basel mit der Stadt Straßburg, sondern auch die übrigen, durch die beiden Elsaß dem Reich unterworfenen Stände, die Abtei Mürbach und Lüdern, die Aebtissin zu Andlau, das Benediktinerkloster im St. Gregoriustal, die Pfalzgrafen von Lükelsstein, die Grafen und Barone von Hanau (Lichtenberg), Sleckenstein, Oberstein und des ganzen Elsasses Ritterschaft, ingleichen die genannten 10 Reichsstädte, die zum Amte Hagenau gehören, in der bisherigen Freiheit, der Unmittelbarkeit gegen das römische Reich zu erhalten, so daß er keine königliche Hoheit an denselben fordern kann, sondern mit den Rechten zufrieden sein soll, welche dem Haus Oesterreich zustanden und hiermit der Krone Frankreich übergeben werden.“ Einige unbedeutende Privatrechte der Habsburger also waren überlassen worden, weiter nichts.

Als gegen elf Uhr Günzer über diesen Empfang Bericht erstattete, als er der 35 000 Mann Erwähnung tat, als sich die Ratsherren von den Wällen aus selbst überzeugt hatten, daß die Umgegend überschwemmt sei mit französischen Soldaten: — da zog tiefe Mutlosigkeit in die Stadt ein.

Es war seit Sonnenaufgang ganz still geworden in Straßburg. Die Männer standen auf ihren Posten; die Frauen aber und die Greise waren in den Kirchen. Es war Sonntag. Ergreifend tönten in die arme Stadt, die in der Nacht von Waffenlärm, Zusammenlauf und Sturmcläuten widerhallt hatte, die langsamen, feierlichen Töne der Orgeln und der Kirchengesänge. In allen Kirchen wurden, auf Anordnung des Rats, Bittgottesdienste abgehalten. Es war das letzte Mal, daß eine evangelische Stadt — es waren damals nur zwei katholische Bürger vorhanden — einmütig zu Gott betete.

Die Beratung ging unterdessen weiter. Der Stadtkommandant von Jahneck, ein wackerer Kriegsherr, hatte sich eingefunden und erstattete dem Rate Bericht.

„Meine Herren Räte! Verteidigung, mannhafte Verteidigung ist mein ehrlicher Wunsch. Ich will aber meinen ehrenwerten Herren Räten nicht vorenthalten, daß ich kaum genügend Mannschaft habe, die 14 Bastionen zu besetzen. Die junge Mannschaft ist durch die Pest von anno 1674 gelichtet; ein Teil der Bürgerschaft befindet sich auf der Frankfurter Messe; die Wallgräben sind ohne Wasser; die Stadtmauer am Kronenburger Tor ist eingestürzt und liegt offen“ — —

„Hört auf!“ rief Binder.

„Mit einem Worte: Widerstand ist Unsinn!“ ließ sich Obrechts scharfe Stimme vernehmen.

„Das will ich ganz und gar nicht sagen!“ rief der nun hitzig werdende Haudegen. „Wir haben Kanonen, Herr! Die Stadt will ich Tage und Wochen lang halten, zumal mir scheint, daß die Franzosen nur leichtes Geschütz mit sich führen!“

„Widerstand ist nicht Unsinn!“ fing jetzt auch der Ammeister wieder an. „Ihr Herren Räte! Frankreich reißt Stück auf Stück vom Reiche weg, ohne daß es die säumigen, trägen Herren da drüben in Regensburg anfechten! Papierene Protestationen sind nunmehr genug gesandt — jetzt gilt es eine mannhafte Tat! Haben wir den Mut, wir, die schnöde überfallene Stadt, uns zu

wehren bis aufs Blut — so wird der Kanonendonner, der von unseren Wällen über den Rhein hallt, Deutschland endlich wecken, Deutschland, so Gott will, auf die Gefahr aufmerksam machen, die uns da von dem nimmersatten Herrn Nachbar droht! Eine Begeisterung ob Straßburgs heldenmütigen Widerstandes, o meine Herren Räte, würde wahrlich über das ganze Reich hin ausbrechen; und ob wir auch unterliegen sollten — die dort hätten wir wenigstens wach geschossen! Straßburgs Geschütz ist altberühmt genug! Geht aber die Annexion Straßburgs ebenso ohn' alles Geräusch vorüber wie die von Kolmar, Hagenau, Schlettstadt — ha, gut, ihr Herren, so sind wir halt ebenso wenig Männer wie die dort, so uns mit Papieren abfinden, und unsere Enkel und Urenkel werden sich der Straßburger des Jahres 1681 schämen, schämen, ihr Herren! Das bedenkt wohl!“ schloß der Ammeister in grimmigem Auflodern.

Diese fernigen Worte machten Eindruck. Obrecht versuchte zwar sofort eine Erwiderung; und er hätte leichtes Spiel gehabt: denn durfte man nach allen Erfahrungen noch auf das Deutsche Reich hoffen? Aber man ließ ihn zunächst nicht zu Worte kommen. Der Stadtkommandant strich sich behaglich nickend den Bart; ein allgemeines lebhaftes Durcheinanderreden machte wieder jede einzelne Rede unmöglich. Man hätte sich vielleicht doch zum vorläufigen Widerstand entschlossen; man hätte vielleicht doch gehofft, daß ein mutiger Kampf das Reich zu schleuniger militärischer Hilfe zwingen würde — — aber, ein Lärmen und Zusammenlaufen draußen auf dem Platz ließ die Herren verstummen und aufhorchen. Gleich darauf brachten Stadtknechte den verwundeten Sydow, der ein blutiges Tuch um den Kopf trug, und den gleichfalls arg zerrissenen und übel zugerichteten Henner in den Beratungsaal. Allgemeine Bestürzung empfing sie.

„Am Gotteswillen! Wo kommen denn die schon wieder her? Wo sind die drei anderen? Und wo sind die Depeschen?“ so klang es durcheinander.

„Wir haben gekämpft wie die Löwen,“ stöhnte der Brandenburger und ließ sich in einen Stuhl fallen. „Umsonst — ehrenwerte Herren — die drei anderen sind gefangen — Feiglinge! — wir zwei haben uns durchgehauen — am kleinen Rhein war's — hunderte von Franzosen sind über uns hergefallen — die Stadt ist völlig umringt, völlig von Deutschland abgeschnitten!“

Diese Nachricht, der Anblick der zwei verwundeten, blutenden, zerfetzten jungen Leute, erzeugte in den so wie so nicht allzu widerstandslustigen Rathherren völlige Niedergeschlagenheit. Sie kamen sich plötzlich wie verlassen vor, von aller Welt verlassen, umringt von einem zehnfach so starken Feind. Auch der Ammeister,



„Wir haben gekämpft wie die Löwen“ stöhnte Sydow.

der übrigens sehr ruhig war, weil er längst diesen Verlauf voraus ahnte, schwieg jetzt finster; er sorgte vorerst für Sydow.

„Pflege dich, mein Sohn! Laß 'mal sehen — — die Wunde bedeutet nicht viel. Dir, Henner, soll das auch nicht vergessen sein. Wäre Christian nicht schon in seinem Buchsweiler, er wäre sicherlich auch mit euch Waghalsen und hätte sich einen blutigen Ehrenlohn geholt. — Stadtknechte, führt mir die zwei wackeren

Leute in meine Wohnung! — Was zu tun war, habt ihr mit Lebensgefahr getan, zu Ehren der Stadt! Dess' dankt euch der Rat!"

Mit einem warmen Händedruck entließ er die beiden, deren Wunden in der That nicht gefährlich waren.

Nach kurzer, dumpfer, verdrossener Beratung einigte man sich dahin, Günzer und etliche Ratsherren sollten noch einmal zum General Montclar hinausreiten und um Aufschub bitten. Die verwickelte Straßburger Stadtverfassung verlangte ein Besprechen mit den Zünften, den Schöffen, dem Kirchenkonvent und der ganzen Bürgerschaft, was immerhin geraume Zeit in Anspruch nähme. Die Deputation begab sich zu dem Franzosen und der Aufschub wurde von Montclar bereitwillig bewilligt.

Zwei Tage lang wurde noch in der verlassenen und verlorenen Stadt beraten und über die Kapitulation verhandelt. Die Bürger und Soldaten standen traurig mit ihren Gewehren auf den Wällen und sahen zu, wie draußen die lachenden und singenden französischen Soldaten das reife Obst von den Bäumen plünderten. Dann wurde, am Morgen des 30. September, in Gegenwart des inzwischen zu Illkirch eingetroffenen Couvois die traurige Urkunde unterzeichnet.

Straßburg, die alte Reichsstadt, war französisch.

Neuntes Kapitel.

Traurig und still waren die Tage nach diesem schmähhlichen Fall der alten Reichsstadt. So fest und ruhig der Ammeister während der Verhandlungen gewesen war, so ganz und gar niedergeschlagen saß er nach der Heimkehr von Illkirch in seiner Stube.

„O mein Gott,“ seufzte er und starrte nach dem Münster, diesem Denkmal aus glanzvoller Zeit, „so ist nun unsere ganze tausendjährige Vergangenheit ausgewischt! Unsere Sprache, unsere Religion, unsere Sitten — losgerissen von Deutschland! — Du stehst hier an einem Grab, mein lieber Sydow! Das alte Straßburg ist tot, tot, tot!“

Die Tränen standen dem treuen Manne in den Augen. — Eine Besatzung von 15 000 Mann war am 30. September in Straßburg eingezogen. Sofort war auch Vauban, der französische Festungs-Erbauer, da und begann den Bau einer festen Zitadelle. Das Münster wurde an die zwei katholischen Familien, die in der Stadt waren, zurückgegeben; der mit der Stadt verfeindete Bischof Egon von Fürstenberg, der in König Ludwigs Solde stand, kam mit einem Schwarm von Begleitern aus seiner Zaberner Verbannung zurück. Dem Räte wurde ein überwachenden „préteur royal“ (königlicher Prätor) vorgesetzt, der noch über dem Ammeister stand. Und wer wurde zu diesem Amte von dem französischen König ernannt? — Professor Obrecht! Ein Jahr darauf machte dieser Dr. Obrecht eine Reise nach Versailles, blieb einige Wochen dort, und kehrte als Katholik wieder zurück. Günzler wurde zum Syndikus und Kanzleidirektor ernannt, reiste gleichfalls nach Paris und kehrte als Katholik wieder heim, zum Entsetzen seiner unglücklichen Frau, die ebenso wie die Familie Obrechts von diesem raschen und heuchlerischen Religionswechsel nichts wissen mochte. Denn wahrlich nicht aus innerer Ueberzeugung oder Liebe zur katholischen Kirche traten diese ehrfüchtigen Männer über. Viele andere benahmen sich ebenso charakterlos; die besten Stellen wurden nur den Katholiken gegeben, weil der König in seinem Lande eine einheitliche Religion verlangte. Die evangelischen Bürger und Pfarrer wurden durch Einquartierungen und Drangsale aller Art gequält, bis die Launen unter ihnen ihren evangelischen Glauben aufgaben. Es war eine traurige Zeit für das arme Elsaß und das ohnmächtige Straßburg; eine Zeit, in der die Ehrfüchtigen und Charakterlosen an der Spitze standen. —

Einer freilich, der vornehme Dominikus Dietrich, bewies um so heldenhafteren Mut. Der König ließ ihn, weil seine Familie in Straßburg von Einfluß war, nach Versailles kommen, und in glänzender Versammlung forderte er ihn auf, seinen evangelischen Glauben abzulegen. Aber siehe da: der Bürgersmann aus Straßburg, den die eleganten Herren vom Hofe so leicht hin behandelten, war standhaft und gab vor allen Hofleuten eine so feste Antwort, daß der König empört den Saal verließ. Vier Jahre lang wurde darauf der mutige Dominikus Dietrich in französischen Kerker gefangen gehalten. Spät erst durfte er wieder heim-

kehren, durfte aber sein Haus nicht verlassen, und nur zu dem nahen Gottesdienst konnte man ihn schließlich in einer Sänfte tragen. 1694 starb er, körperlich schon lange gebrochen, aber in seiner Seele voll Festigkeit und Glaubensmut. Ein braver, wackerer Straßburger, eine Ausnahme in jener schmählichen und matten Zeit, ein Mann, dessen Andenken Ehre gebührt! —

* * *

Es war drei Wochen nach Straßburgs Uebergabe. An einem der nächsten Tage, am 24. Oktober, wollte Ludwig XIV. in seiner neuen Stadt feierlichen Einzug halten. Es entstand daher in dem bisher so traurig-stillen Straßburg ein unruhiges Treiben; die französische Besatzung schmückte die Gebäude der Hauptstraßen mit Fahnen und Reifig.

Auch in des Ammeisters Hof ging's lebhaft zu. Es waren freilich nur noch drei Gesellen in der Schmiede: Henner, der wieder ganz aufgeräumt war, Dudeldei, der Dicke, und ein junger Bursch aus Pfalzburg. Und ums Arbeiten war's ihnen heut auch nicht zu tun. Was Wunder auch? Gestern war im Hause des Ammeisters in aller Stille Hochzeit gefeiert worden; Sydow und Elisabeth waren ein junges Ehepaar. Und heute stand nun der große Reisewagen, voll bepackt und mit zwei kräftigen Braunen bespannt, vor dem Tore, das von einigen neugierigen Buben umlagert war. Sydow und seine junge Elsässerin, begleitet von der Frau Schwiegermutter, die freilich nur auf einige Wochen mitfuhr, waren im Begriff, nach der sandigen Mark Brandenburg aufzubrechen. Jokele aber hatte heut seinen „Sonntagsstaat“ an; er stolzierte im Hof herum und machte eine gar wichtige Miene. Da es ihn wieder auf die Wanderschaft trieb, so durfte er die drei Reisenden als Fuhrmann „übers Bächle“ kutschieren, über den Rhein, der von jetzt ab Deutschlands Grenzstrom war.

Im Hofe spielte sich nun, während die Familie drinnen vom alten Ammeister Abschied nahm, ein gar komischer Vorgang ab. Auch des Ammeisters Haus sollte mit Tannenzweigen und der französischen Fahne geschmückt werden. Einige französische Soldaten, die damit beauftragt waren, schleppten eben eine Fahne herbei und sahen sich nach Nägeln um, da ihnen die ihrigen ausgegangen waren.

„Hé-là, garçons!“ schrie der Korporal den gaffenden Gesellen zu, „des clous!“

„Will der ebbs mit uns?“ fragte Henner, der mit den Händen in den Hosentaschen vorne dran stand, über die Achsel zurück. „Wenn er ebbs will, soll er ditsch redde!“

Und mit herablassender Gleichmütigkeit schauten die Gesellen auf die vier Soldaten, rührten sich aber nicht. Sogar Diederich beugte den Kopf, faltete die Hände über dem Schurzfell und schaute den Korporal unschuldig wie eine Taube an, blinzelte aber heimlich seinen Mitgesellen zu. Der Korporal trat näher.

„Des clous, vous savez, des clous!“ sagte er etwas höflicher und machte die Geberde des Nagelanschlagens.

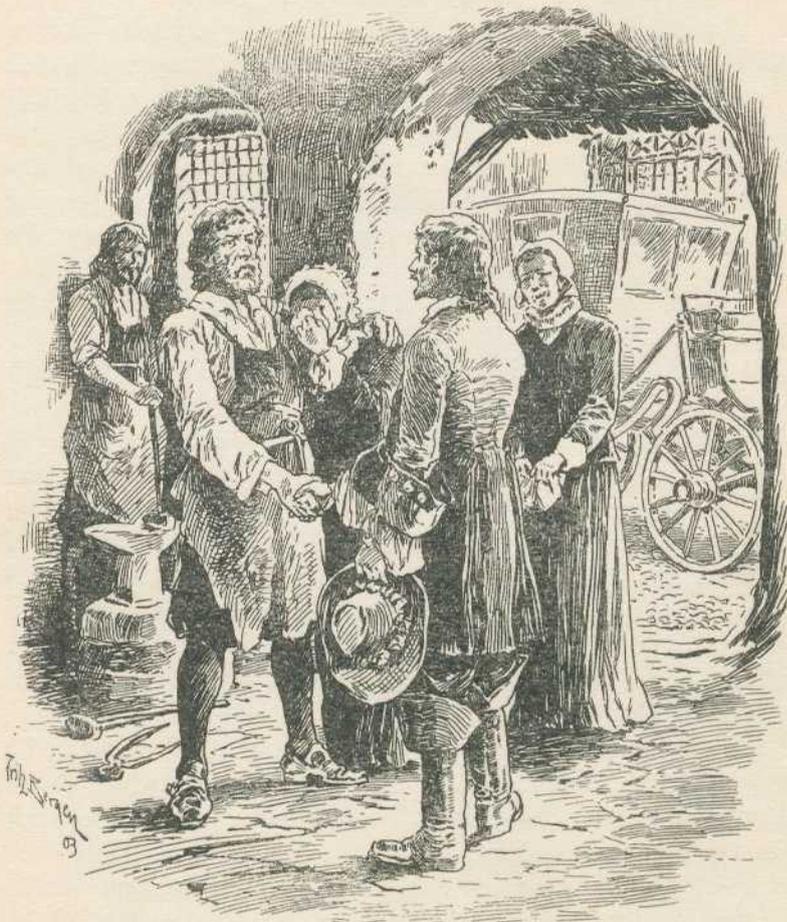
Diesmal merkten die Gesellen deutlich, was der Kriegsmann wollte. Aber sie zuckten die Achseln. Der derbe Henner spuckte an den Brunnenrand und erklärte: „Monsieur, m'r verschteh'n ken Franzehsch!“ Was wollte der Franzose machen? Seine „Landsleute“ verstanden ihn nicht, und er mußte daher schimpfend seine Nägel selber suchen. Die ruhigen Gesellen aber lachten laut auf, brachen aber sofort ab, sowie sich jener umsah, und schauten den blauen Himmel an, als wollten sie nachsehen, wer denn da gelacht hätte. „Du welscher Kaib!“ fing endlich Henner laut zu schimpfen an. „Plait-il?“ fragte der Franzose höflich, denn er hielt es für eine Auskunft. „Ja,“ erwiderte Henner trocken und nickte. Die Gesellen wollten sich über diese sonderbare „Unterhaltung“ ausschütten vor Lachen; und um sich nicht zu verraten, griffen sie wieder zu Hammer und Eisen, und schmetterten so lärmend auf den Ambos, daß man ihr unbändiges Lachen nicht mehr hörte.

Als sich der verwunderte und ärgerliche Korporal mit seinen Soldaten entfernt hatte, trat der Schwabe Jokale näher, setzte sich auf einen freien Ambos und fing an zu scherzen.

„Hört mal, ihr Büble!“ meinte er im schönsten Schwäbisch, „des sind mir nu aber böse Sache mit euch neugebackene Französle! O weh, o weh, wo soll das 'naus? I mäin, i seh's schon, 's geht kاین Jährle voriber, so will jeder Straßburger Troddel ein eleganter parisien säin und isch doch e dummer deutscher Mäichel, so gut wie wir Schwabe iwer'm Bächle! . . . Du, Henner, wenn du von jetzt ab: „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt“ singe willscht, so wirscht äing'sperret!“

„Von jetzt ab wird französisch g'sunge, merkt's euch, ihr Schlingel!
„O Strasbourg, o Strasbourg“ — Hahaha, o ihr Französle!“

Henner machte kurzen Prozeß, tauchte einen alten Besen in den Kessel und spritzte nach Jofele hinüber, worauf Jofele gewaltig



„Mein Sohn ich gebe dir da viel mit, pfleg ihrer wohl . . .“

erschraß, seinen guten Rock zusammennahm und mit einem Satz aus der Schmiede sprang, vom Lachen der Gesellen verfolgt. Aber das Gelächter der leichtsinnigen Burschen brach rasch ab: „Sie kommen!“ rief Diedel halblaut. Drei Paar Hände fuhrn sofort ins Wasser und wischten sich im Nu sauber; dann wurde das

Schurzfell abgeworfen und unauffällig und etwas verlegen gingen die drei an den Wagen, dessen Pferde von einem Knaben gehalten wurden. Denn es drängte sie, den Abreisenden aus ehrlichem Herzen noch einmal die Hand zu drücken. Sie liebten und achteten den Brandenburger und ihres Ammeisters Familie.

Langsam trat der Ammeister aus dem Hause. Seine Tochter Elisabeth hatte einen Arm um seinen Hals geschlungen und hielt das Tuch an die weinenden Augen. Dahinter kam Sydow, ruhig und fest wie immer. Nach ihm Frau Martha, die sehr gefaßt war, und Frau Günther, die noch heftiger weinte als die gemüthvolle Elisabeth. Die Magd Maria trug die letzten Sachen auf die Wagen und wischte sich gelegentlich auch verstohlen über die Augen.

„Gott segne dich, Elisabeth!“ sagte Frau Günther unter Thränen. „Ich mag alle Fehler haben — aber — aber dich hab' ich doch ehrlich lieb, du gutes Kind. Gott segne dich und geb' euch alles Glück!“

Und nach vielen Küssen ging die gute Frau, ganz aufgelöst in Schmerz, davon. Sie weinte nicht nur um sich; ihrer warteten keine fröhlichen Tage.

Nun waren die vier wieder allein, wie ehemals als Sydow zum erstenmal die damals noch freie und deutsche Stadt im Reitergewand verlassen hatte. Der Ammeister war ernst und mild; die tief bewegten aber doch festen Worte, die er den Scheidenden mit auf den Weg gab, sind dem jungen Ehepaar unvergeßlich geblieben.

„Nicht weinen, mein liebes Kind,“ begann er erst ganz mild und ruhig. „Diese Trennung will ja nicht viel heißen, deine Eltern sind beide alt und grau, wir sehen uns, so Gott will, noch ein oder das andere Mal hier auf Erden, auf alle Fälle aber droben. Ihr seid jung und habt unter einem jungen und starken Fürsten ein Leben vor euch, das bergauf geht. Wohl an, sei du diesem hier“ — und er nahm Sydows Hand — „eine ebenso treue Gefährtin, wie es mir deine Mutter gewesen ist und hoffentlich noch lange bleiben wird. Seht, Kinder, in dieser rauhen und kalten Zeit tut einem ein sanftes, liebes Frauengemüth doppelt wohl! Und dem lieben Gott sei von Herzen gedankt, daß er uns Deutschen solche Frauen gab, so still so innig“ — —

Die Rührung übermannte ihn einen Augenblick. Er küßte

Elisabeths Stirn und sagte zu Sydow: „Mein Sohn, ich gebe dir da viel mit! Pflege ihrer wohl!“

Und immer aufs neue küßte er die einzige Tochter. Dann



Indem er mit seinem Hammer dröhnend auf den Ambos schlug, rief er ruhig und fest: „Gesellen an die Arbeit“.

aber ward er wieder fest und ein harter Zug legte sich über sein Gesicht.

„Kinder, es müssen von nun ab — nicht hier, aber dort bei euch! — die Tage des eisernen Landgrafen wieder kommen.

Tag um Tag sollt ihr, — und wer da Stolz und Charakter hat mit euch! — schmieden am Gefüge eines starken einigen Deutschen Reiches, und mit jedem Hammerschlag sollt ihr rufen: „Kaiser, werde hart!“ Und du Sydow, und deine märkischen Landsleute: „Kurfürst, werde hart!“ Oh, sie werden euch schon noch hören, eure Hohenzollern! Und ihre Enkel und Urenkel werden sich erinnern der Zornworte des Großen Kurfürsten, die er beim Frieden von St. Germain in die Zähne knirschte: „Aus meinen Gebeinen wird einst ein Rächter erstehen!“ Sie werden sich erinnern und darnach tun!“

Er hatte währenddem das Schurzfell vom Nagel genommen und stand nun als fernhafter deutscher Schmied vor ihnen.

„Kinder, und wenn ihr einmal hört dort oben, daß uns hier im Elsaß allerlei Widriges widerfährt — fragt nicht danach! Haltet doppelt und dreifach an Gott und eurem mutigen Glauben fest! Wir Alten sind nimmer viel wert, wir wissen aber eins: in unseren Kindern lebt unser Geist weiter! — Und nun behüt' euch Gott!“

Er küßte und umarmte die Seinen noch einmal. „Ich komme bald wieder, lieber Alter,“ sagte Frau Martha und lächelte unter Tränen. „Ich laß' dich nicht lang allein.“

„Hoh, das will ich meinen!“ erwiderte der Ammeister und versuchte zu scherzen. „Wir zwei Alten müssen ja wohl schon, wie Barbarossa im Kyffhäuser, hier draußen sitzen bleiben und mit Fassung warten, bis der da und seine Landsleute uns wieder holen. Laßt uns nicht allzulange warten, Sydow!“

Damit entließ er sie. Noch sah er ihnen nach, bis sie auf dem hochumpackten Wagen, unter Jokeles lautem Peitschenknallen, davonfuhr. Dann ging er langsam, der einsame Alte, nach der leeren Schmiede. Und indem er seinen Hammer nahm und dröhnend auf den Ambos schlug, rief er ruhig und fest:

„Gesellen! An die Arbeit!“

1681 bis 1870.

Nun war also Straßburg, die „wunderschöne Stadt“ einstweilen dem Deutschen Reiche verloren. Wohl erließen der Kongreß zu Frankfurt, der Reichstag, die kaiserliche Regierung viele „Reklamationen“, „Proteste“ und Verwahrungen; aber diese Proteste waren aus — Papier. Auf den französischen Sonnenkönig, le Roi soleil, machten sie keinen Eindruck. Straßburg war und blieb französisch.

Die ersten Jahre und Jahrzehnte nach dem Unglücksjahr 1681 sind ein trauriges Kapitel in der Geschichte der Stadt Straßburg. Aber nach und nach besserten sich die Verhältnisse, und man lebte in leidlichem Behagen dahin. Mit Deutschland blieb die Stadt nach wie vor in vertraulicher Berührung. Der schöne grüne Rhein war ja so nahe, und wie leicht und angenehm wanderte es sich damals wie heute nach Rehl hinaus und über die Brücke ein Streckchen ins gesegnete badische Land hinein.

Auch hatten noch manche deutsche Fürsten bis in die Tage der französischen Revolution Besitzungen im Elsaß. Erst durch das furchtbare Ereignis der Revolution und die Kriege, die sich daran anknüpften, wurde nicht nur ganz Elsaß-Lothringen äußerlich französisch, sondern auch die Herzen und Sitten der Städter — nicht der Landbewohner — wurden gewaltig geblendet und ergriffen von dem falschen Flackerfeuer der Freiheit, das da aus Paris auszubrechen schien. Zu den Landschaften, die bis zum Beginn der Revolution deutsch waren, gehörte z. B. das blühende „Hanauer Land“, (im Unter-Elsaß, im jetzigen Kreis Zabern und Hagenau), das dem Fürsten von Hessen-Darmstadt gehörte; auch Rappoltweiler (Eigentum des Herzogs von Pfalz-Zweibrücken), Reichenweier und Horburg (gehörten dem Herzog von Württemberg); auch Saarunion mit Umgegend, Harskirchen mit Umgegend, und manche andere. Das Elsaß war bis zum Ende des Jahrhunderts der Revolution ein gar zerstückeltes Grenzland. Jetzt aber nahm die französische Nationalversammlung alle diese Gebiete ebenso unbedenklich in Besitz, wie hundert Jahre vorher König Ludwig XIV. das wehrlose Straßburg.

Auch in dieser sonst so ruhigen Stadt fand die blutige Pariser Revolution einen starken Widerhall. Straßburg war als

ehemalige deutsche Stadt den Pariser Herren verdächtig; die Grenze war nahe; die ausgewanderten Aristokraten mochten gerade von dort aus einen Einfall in Frankreich versuchen. So fürchtete man in Paris. Aber die Straßburger Bevölkerung zeigte sich „gut revolutionär und republikanisch“. Am 22. Juli 1798 zog das lärmende Volk vor die Pfalz, auf den heutigen Gutenbergplatz; die Fenster wurden eingeworfen, auf Leitern wurden die oberen Säle erstiegen, das Dach abgedeckt, Papiere verbrannt, zerrissen, herumgeschleudert, die Fässer im Ratskeller wurden zer schlagen, Kassen und Schränke erbrochen — kurz, der Pariser Taumel war auch über Straßburg gekommen. Die Wachen und Soldaten sahen zuerst ruhig zu; erst später ließ die Behörde Soldaten eingreifen und Ordnung schaffen.

Das war aber erst der Anfang. Bald wurde die Tollheit gefährlicher, die Narrheit ruchsloser. Und da war es nun wieder ein Ehren-Mann aus der Familie der Dietrich, denen wir schon in unserer Erzählung begegnet sind, ein Nachkomme jenes standhaften Dominikus Dietrich, der in jenen wilden Revolutions-Tagen Bürgermeister (Maire) von Straßburg war, Baron Philipp Friedrich von Dietrich (geb. 1748). Dieser Mann genoß allgemein in Straßburg Liebe und Achtung, war aber freilich kein Republikaner nach dem Herzen der blutdürstigen Jakobiner; seine politische Ueberzeugung war ein freihetliches Königstum. Sein Haus ist übrigens noch aus einem anderen Grunde erwähnenswert: in der Wohnung dieses Dietrich wurde zum erstenmale die später so berühmt gewordene „Marseillaise“ gesungen, der Schlacht- und Freiheitsgesang der republikanischen Armee, der inzwischen zum französischen National-Lied geworden ist. Ein Ingenieur-Offizier, Namens Rouget de l'Isle, der in Dietrichs Haus ein gern gesehener Gast war, hat sie dort gedichtet und nach einem deutschen Marschlied in Musik gesetzt. Die Pariser nannten das Lied „Marseillaise“, weil es in Paris durch Soldaten aus Marseille verbreitet wurde. Nun, dieser Dietrich war, wie gesagt, den Jakobinern „verdächtig“; durch Gendarmen sollte er zwangsweise nach Paris vor Gericht geschleppt werden (1793). Rechtzeitig erhielt aber Dietrich Kunde und flüchtete in die Schweiz, von wo aus er sich zunächst schriftlich verteidigte. Im November entschloß er sich, da er sich durchaus unschuldig wußte, zu seiner Rechtfertigung persönlich vor ein

französisches Gericht zu treten. Das war sein Unglück; er wurde festgenommen, wie einst sein trefflicher Vorfahre, lange in Haft behalten und zuletzt, obwohl seine Unschuld am Tage lag, aufs Schaffot geschleppt; Robespierre selbst hatte gegen ihn geredet; am 29. Dezember 1793 fand zu Paris die Hinrichtung dieses Straßburger Bürgermeisters statt.

Am Rhein ging die Revolution inzwischen ihren wüsten Gang. Ein junger Mann aus Savoyen, Namens Franz Peter Monet, ein echter Jakobiner, war in der würdigen Stadt Bürgermeister geworden. Unter ihm geschah auch jene Schändung des erhabenen deutschen Münsters, jene Schändung, die uns als „Fest der Vernunft“ von Zeitgenossen berichtet wird. Ueber das mächtige Portal des herrlichen, so ernsten und so edlen Bauwerkes wurde eine Tafel gehängt: „Tempel der Vernunft“, und darunter die weiteren Worte: „Auf Finsternis folgt Licht“. Im Chor waren, statt des Hochaltars, die Bildsäulen der Freiheit und der Natur aufgestellt. Und ein Erlaß des blutigen Herrn Bürgermeisters aus Savoyen verkündigte dem Straßburger Volke folgendes: „. . . Das bisher unter dem Namen Münster bekannte Gebäude soll von nun an unter der Benennung: ‚Tempel der Vernunft‘ der einfachen Verehrung geweiht sein, welche die reinen und vorurteilsfreien Menschen den geselligen Tugenden zu erweisen gedenken.“ Das himmelragende steinerne Gebet, das der tiefsten christlichen Innigkeit und Erhabenheit gewidmet war von frommen mannhaften Künstlern der Vorzeit, sollte also nun „gesellige Tugenden“ fördern! Das war die Errungenschaft der glorreichen Revolution. Das „Fest der Vernunft“ gestaltete sich denn auch zu einer Narrenposse der Unvernunft. Zu Orchesterbegleitung wurden zuerst Lieder an die Natur und an die Freiheit gesungen. Dann traten einzelne katholische Priester auf, schworen ihr Priestertum als eine Verirrung ab und erklärten, daß sie von nun ab „vernünftig“ leben würden. Wieder sang man Lieder an Freiheit und Natur; andere Redner traten auf, priesen in allen Tonarten die Vernunft, und schmähten Kirche und Christentum, einige Reliquien wurden verbrannt — und das „Fest der Vernunft“ war zu Ende. Stumm und ernst stand nach wie vor das gewaltige Meisterwerk mit dem angeklebten Täfelchen und schaute gelassen auf die winzigen Haufen hinab, die da unten um das Portal wimmelten. Erwins Dom hat auch jene Narrentage überlebt.

Unter den Priestern, die dort im Münster der „Verirrung des Priestertums“ feierlich abgesagt hatten, war auch einer, der für das Elsaß von verhängnisvoller Bedeutung wurde. Es war dies *Eulogius Schneider*, ein geborener Bayer, der früher Mönch und Prediger zu Stuttgart und zu Bonn gewesen war. Die Freiheitsideen hatten es ihm angetan. Er kam nach Straßburg, verschaffte sich durch sein gewandtes Benehmen und seine Begabung bald größeren Einfluß und wurde, nachdem er das Priestergewand ausgezogen hatte, Staatsanwalt am Gerichtshofe des niederrheinischen Departements. Als unerbittlicher öffentlicher Ankläger zog nun der ehemalige Priester mit der Guillotine durchs Land, um die „Feinde der Freiheit“ sofort vom Fleck weg zu richten. Manch einer auf den kleineren Orten draußen im Elsaß floh, von einem Freunde gewarnt, in den Wald, während das unheimliche Mordinstrument am anderen Ende ins Dorf einzog. Aber die Herrlichkeit dieses Fanatikers, der da über Gerechte und Ungerechte zu richten wagte, dauerte zum Glück nicht lange. Schneider hatte im Dezember 1793 Hochzeit gehalten, und zog nun mit seiner Braut, einem Mädchen aus Barr, in sechsspänniger Kutsche in Straßburg ein. In derselben Nacht noch wurde der hochmütige Mann verhaftet, am andern Tage zunächst auf der Guillotine öffentlich ausgestellt, vom erbitterten Volke ringsum beschimpft und geschmäht, und dann nach Paris gebracht. Drei Monate darauf lernte er das Mordwerkzeug, mit dem er einst in den schönen Gefilden des Elsasses umhergezogen war, am eigenen Leibe kennen.

* * *

Trübe Tage waren das wieder für die Stadt am Rhein, trüber als jene müde Uebergabe vor hundert Jahren. Erst als nach und nach im französischen Kopfe, zu Paris, wieder Besonnenheit einkehrte, nach dem Sturze Robespierres, wurden auch die Städte draußen in der Landschaft wieder sicherer und ruhiger. Da war es nun, nach diesem häßlichen Wirbeltanz der Revolution, ein neuer französischer Zauber, der im Elsaß tiefen Eindruck hinterließ: der Name Napoleon I. Ueber unser Grenzland sind so viele Kriege hinweggegangen und die Natur der Alemannen und Franken ist so wie so schon an jenen Rebenhügeln vielfach so

hitzig und kriegerisch, daß es nicht wunder nehmen kann, wenn eine ganze Anzahl tüchtiger Soldaten, Offiziere und Generäle unter dem welterobernden Napoleon heranwuchsen.

Da war vor allem der Straßburger Maurersohn Johann Baptist Kleber (geb. 1753). Er wollte anfangs Baumeister werden, trat aber bald in eine — deutsche — Kriegsschule ein und diente zunächst im österreichischen Heere. Aber das nüchterne Garnisonsleben hatte keinen Reiz für diesen Feuerkopf; er nahm bald seinen Abschied und trat, bei Ausbruch der Revolutionskriege, in die französische Armee ein. Da stieg er nun rasch von Rang zu Rang. Und als Napoleon Bonaparte seinen abenteuerlichen Zug nach Aegypten unternahm (1797), fuhr als einer seiner besten Generäle auch der Straßburger Kleber mit übers Mittelmeer. Kleber, eine durch und durch tapfere und offene Seele, hatte seinen Soldaten gegenüber etwas Begeisterndes; wenn er in der Schlacht seine Mähne schüttelte und seine Stimme erschallen ließ, so riß er rückhaltlos die Seinen mit. Das bewährte sich auch im heißen Sand Aegyptens, den Mameluken gegenüber. Aber nicht auf dem Schlachtfeld fand der Tapfere den Tod. Als Napoleon Aegypten heimlich verließ, vertraute er seinem treuen Kleber den völlig verlorenen Posten an. Kleber hielt sich denn auch tapfer; die Uebermacht der Türken schlug er bei Heliopolis in glänzender Schlacht und zog siegreich in Kairo ein. Aber eines Abends, als er in seinem Garten spazieren ging, stürzte ein muselmännischer Meuchelmörder auf ihn zu und erdolchte den so weit von seiner Heimat verschlagenen wackeren Elsässer. Seine Leiche wurde später (1838) zu Straßburg an der Stelle seines jetzigen Standbildes auf dem Kleberplatz beigesetzt.

Auch den Kolmarer General Johann Rapp oder den Pfälzburger Georg Mouton, Marschall von Löbau, könnte man unter den Helden jener kriegerischen Napoleons-Zeit hervorheben. Sie alle, und mit ihnen das Elsaß, ja halb Europa wurden durch Napoleons übermächtige Erscheinung nach Paris, nach Frankreich hinübergelockt und festgehalten. Erst von der Revolution und von Napoleons Feldzügen ab wurde das bis dahin in Sprache, Sitten und Gesinnung deutsch gebliebene Elsaß mehr für französisches Wesen gewonnen, von französischer Art erfaßt. Und als nun, nach Napoleons Verbannung, lange Jahre des Friedens und des Wohlstandes für das Elsaß anbrachen, wurde im Innern,

im wirtschaftlichen Leben und im Verwaltungswesen, in jenem Geiste an der Verwelschung der losgerissenen deutschen Scholle ruhig und stetig weitergearbeitet.

Und doch hatte der junge deutsche Dichter Goethe, als er 1770 in Straßburg, die Universitätsstadt, einzog, als er staunend und tief ergriffen vor Meister Erwins Münster stand, als er mit seinen Freunden Lenz, Lese, Herder, Lavater, Salzmann, Jung-Stilling, Wagner, und so manchem anderen in der Kremergasse bei belebtem Mittagstisch saß oder für Shakespeare, Ossian und deutsches Volkslied schwärmte oder draußen das volle Leben auf sich einwirken ließ: doch hatte Goethe den Eindruck, daß er sich in deutschem Land und deutscher Stadt befände. Und auch nach der Revolution und nach Napoleon (1814) schrieb der Kenner deutschen Volkstums Jakob Grimm, der das Elsaß damals persönlich kennen lernte: „Nach allem, was ich sehe und höre, scheint mir das Elsaß und das Volk darin von lustigem, ferngutem deutschem Schlag . . . Es ist so falsch zu behaupten, das Elsaß und sein Volk undeutsch geworden sei, und gar französisch, daß wer etwa von Karlsruhe oder Stuttgart nach Straßburg reist, nicht in Frankreich einzutreten, sondern aus der Fremde in eine recht deutsche heimatische Stadt zu kommen meint, so vertraut sehen einen Menschen und Häuser an, trotz aller angeklebten französischen Affichen . . . Ein gesunder handfester Schlag Menschen sind die Elsässer; seit sie vor mehr als hundert Jahren schmählich von Kaiser und Reich im Stich gelassen waren, haben sie sich selbst beigestanden, Sprache, Sitten und Trachten aufrecht erhalten, welches nicht beschrieben, sondern nur mit den Augen angeschaut werden kann, weil es bis in die Mienen, Redensarten, Hausgerät und Einrichtung der Stuben geht. Die Elsässer sind und gehören uns von Gottes- und Rechtswegen!“

Schon damals, nach Niederwerfung des korsischen Eroberers, hofften gute deutsche Männer, daß man das Elsaß an Deutschland zurückgeben werde. Aber die Zeit war noch nicht reif. Erst mußte aus einem festen brandenburgischen Stamm, dessen Wurzeln aber in Süddeutschland waren, das Herrschergeschlecht der Hohenzollern zu voller Blüte gedeihen. Das Jahr 1866, der Kampf mit den alten Habsburgern, war die erste Abrechnung einer stärkeren neuen Zeit mit einer so schlaffen Vergangenheit. Und als der preussische Nar einmal seiner Kraft bewußt geworden war,

übernahm er selbst die Rache an so viel Uebeltaten des westlichen Nachbars, des alten Erbfeindes. Das Jahr, das den Raub Straßburgs an Frankreich rächte und unser Elsaß zurückholte, war zugleich das Jahr der Gründung eines neuen Deutschen Reiches, im Zeichen eines edlen, hochherzigen neuen Kaisers und eines eisernen Kanzlers, stärker als jenes alte, das einst die Perle am grünen Rhein dem Feinde machtlos überlassen hatte.

1870.



Mit Kanonendonner und prasselnden Granaten verlangte Deutschland im Jahre 1870 unter preussischer Führung, unter

Oberleitung eines Hohenzollernkönigs, die alte Reichsstadt zurück. Eine helle Septembernacht lag über der Rheinebene, eine Septembernacht des Jahres 1870.

Strasbourg war seit sechs Wochen belagert von deutschen Truppen. Seit dem 15. August zischten und

donnerten fast unablässig in glühendem Bogen deutsche Kugeln in die volkreiche Stadt; ganze Stadtviertel wurden in Trümmer gelegt; die Bibliothek, die Neue Kirche, das Gemäldemuseum, Dietrichs Haus am Nikolausstaden, die Zitadelle, die ganze Steinstraße und wie viele, viele Gebäude lagen in Schutt und Asche! In sechswöchentlicher schwerer Belagerung, in offenem, ehrlichem, mannhaftem Kampfe wurde um die einst von Frankreich tückisch geraubte Stadt gerungen. —

In einer Schanze, bei seiner Batterie, stand ein preussischer Offizier. Es war gegen Morgen. Ein rosiger Hauch begann über dem Schwarzwald her zu glimmen; dunkel ragte das Münster herüber, umschwirrt von Granaten; hier und dort stand ein Haus

in Brand; die Feuer der Belagerer schimmerten an einzelnen Punkten der Ebene. Und immer und immer dies Krachen und Dröhnen von mehreren hundert Geschützen!

„Sag' doch, Hans,“ wendet sich der Offizier, der ernst und nachdenklich auf die Stadt hinüberschauend den blonden Schnurrbart drehte, an einen Kameraden, „was für ein Datum haben wir eigentlich heute? Ist heut nicht der 27. September?“

„Stimmt!“ erwiderte der Angeredete, und setzte sich müde auf einen Schanzkorb.

„Sonderbar! Weißt du, woran ich die ganze Nacht schon denken muß? — Heute, just heute vor — wart' mal: 1681—1870 — vor 189 Jahren haben uns die Franzosen diese Stadt da weggenommen! Heimlich, bei Nacht und Nebel, durch Tücke und Falschheit! Hurrah, Hans, heut holen wir Straßburg wieder!“

„Durch Tücke und Falschheit weggenommen? — Das schon, Fritz! Soweit ich die Geschichte kenne, gelang es aber nur darum, weil das Deutsche Reich damals ein jämmerliches, ohnmächtiges Ding war! Was wollten die armen Straßburger da viel anfangen? Weit mehr als die Ehre Straßburgs: die Ehre Deutschlands, mein Junge, stellen wir in diesem kraftvollen Jahre wieder her!“

„Weißt du auch, was für eine seltsame Ueberlieferung sich in unserer Familie aufrecht erhalten hat? — Eine meiner mütterlichen Vorfahren stammt aus dieser Stadt da, die jetzt ich, der Ur-Ur-Enkel, mit meiner Batterie beschieße! — Ja wohl! Und zwar soll sie die Tochter eines regierenden Bürgermeisters gewesen sein — Ammeister nannte man's damals — die mit einem Sydow nach der damaligen Kapitulation 1681 ausgezogen nach der Mark Brandenburg! — Straßburger!“ rief der Preuße hinüber, „wir holen euch endlich wieder! Jetzt holen wir euch wieder! — Jungens, an die Geschütze!“

Kurze Kommandorufe; geschäftige Artilleristen; aufzuckende Flammen und Rauch — und mit dumpfem Donner trat die Batterie wieder in Tätigkeit.

Als später wieder eine Pause eingetreten war, setzte Freund Hans das Gespräch fort.

„189 Jahre haben sie die Stadt behalten, die Franzosen! Na, das muß anfangs den alten Reichsbürgern da drin recht

sauer geworden sein, besonders da es das Reich bei papierenen Protesten bewenden ließ!“

„Einigen, gewiß. Andere Herren gediehen um so besser. Ich denke mir, daß die Heuchler und Streber, die falschen Fische, sich nach vorn drängten. Es war verständig von meiner Urahne, daß sie damals die Stadt verließ! — Uebrigens habe ich mir die Geschichte etwas angesehen: der Ammeister war ein gewisser Würz — na, ein verbreiteter Name, — der Mann war, unserer Familien-Ueberlieferung nach, kerniger Waffenschmied. — In derselben Chronik las ich, daß er einmal einen öffentlichen Kaufhandel hatte — denk' dir, Hans, der Ammeister! — muß also ein temperamentvoller Mann gewesen sein! Das freut mich! — Und ferner las ich, daß er elf Jahre nach der Kapitulation starb, zwei Jahre vor dem wackeren Dominikus Dietrich, dem man seines evangelischen Glaubens wegen in Frankreich übel mitgespielt hat. Das ist aber auch alles, was ich über ihn in Erfahrung bringen konnte. — Halt, ja: da waren auch zwei charakterlose Herren, die ihre Religion wechselten wie ein altes Hemd: ein Stadtschreiber und ein Präzeptor, oder wie sein Titel war. Zanften sich nachher Jahre lang miteinander, und der eine, der Präzeptor, starb, weil er bei einer französischen Feierlichkeit, dem Hofe zu Ehren — zu viel gegessen hatte! — Hans, Freund, lachst du nicht? Dem französischen König, dem Louis-quaatorze zu Gefallen, ist der Mann zu viel, wird krank und stirbt!“

Die gut gelaunten, lebensfrischen Offiziere lachten. Aber bald wurden sie wieder ernst.

„Sag' doch, Hans, du bist ja ein halber Gelehrter: war nicht vor etwa 100 Jahren der große Goethe in dieser Stadt?“

„Ganz richtig! Vor hundert Jahren! Und hier hat er die Pläne zu seinen ersten großen Dichtungen gefaßt, zu Götz von Berlichingen, und besonders zu Faust; hier hat ihn jenes herrliche Münster begeistert, — schau doch hinüber! — das jezt von der Morgensonne umglüht wird; dort hinaus liegt auch Sesenheim“ —

„Ah! Friederike Brion! Richtig!“

„Hier war er mit Herder, Lavater, Lenz, Jung-Stilling, einem ganzen anregenden Kreise junger Feuerköpfe zusammen. Hier lasen sie Shakespeare, Ossian, Homer. Ja, man kann sagen, von dieser äußerlich zwar französischen, in ihrem Wesen aber

damals noch ganz gut deutschen Stadt Straßburg nahm die klassische Blütenperiode unserer Literatur, die Periode der Schiller und Goethe, ihren prächtigen Ausgang! Dort, am Fuße jenes herrlichen Münsters!"

„Ah, sieh an, sieh an! Aber seit der Revolution wurden sie wohl sehr französisch, die Straßburger?“

„Na, nicht gar zu sehr! Aber Napoleons Triumphe wirkten allerdings sehr begeisternd. Viele Elsässer — Kleber, Rapp, Mouton zum Beispiel — haben sich ja unter dem Bonaparte ausgezeichnet. Aber die Dörfer blieben trotzdem deutsch. Freilich, 189 Jahre gehen nicht spurlos vorüber!“

Der Abkömmling des brandenburgischen Reiters Sydow und seiner Ehefrau Elisabeth, der hier mit einem preussischen Artilleriehelm auf dem blonden Kopfe in den Belagerungsschanzen stand, war den ganzen Tag etwas nachdenklich. Und als am Nachmittage jenes 27. Septembers um 5 Uhr plötzlich die weiße Fahne auf dem Münster flatterte, als der Geschützdonner plötzlich auf der ganzen Umfassungslinie verstummte, als man in freudiger Erregung aus den Laufgräben heraustrat und sich die Hände schüttelte, als von Schanze zu Schanze der Triumphruf scholl: „Die weiße Fahne am Münster! Straßburg kapituliert!“ da zog es wie ein tiefer, feierlicher Ernst in den jungen Brandenburger. Etwas wie eine Ahnung von jenem strengen Gesetze, das der Dichter in dem Worte ausgesprochen: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!“ kam über den Offizier, der sonst durchaus kein Träumer war. Er nahm den Helm ab, strich sich über die Stirn und atmete tief auf; und hinüberschauend auf die „wunderschöne Stadt“, die jetzt beinahe als ein halber Trümmerhaufen erobert vor den deutschen Siegern lag, fühlte er ein tiefes Dankgebet zum Herrn der Weltgeschichte in seinem Herzen aufsteigen. „Wir haben dich wieder geholt, alte Reichsstadt!“ . . .

Am 30. September 1681 war einst zu Illkirch die Kapitulation Straßburgs unterzeichnet worden; am 30. September 1870 zog der Höchstkommandierende der deutschen Belagerungsarmee, General von Werder, in die Stadt ein.

Straßburg, die alte Reichsstadt, ist wieder deutsch und soll es bleiben für alle Zeiten!



Johann von Renys.

Der Kampf um die Marienburg.

Eine Geschichte aus der Zeit des deutschen Ordens in Preußen
von

Johann von Wildenradt.

Mit zahlreichen Vollbildern und Zierstücken
von

Professor Woldemar Friedrich.

Preis schön und haltbar gebunden M. 1.60.

Ein herrliches Büchlein liegt hier vor uns, das, zwar nur für die heranwachsende Jugend geschrieben, doch auch noch Ältere hinreißen kann zu Liebe und Stolz für ihr angestammtes Volk, aber auch Tränen der Scham dem Auge entlockt, wenn immer und immer wieder deutsche Uneinigkeit dem Feinde zum Siege, dem eigenen Lande zu Ohnmacht, Schmach und Knechtschaft verhilft. Herrliche Gestalten treten uns entgegen, und zwingen uns Achtung und Liebe oder auch Mitleid und Verachtung ab — aber gleichgültig lassen sie keinen. Wer seine Kinder zu guten, echten Deutschen erziehen will, die auch ein Herz haben für des Vaterlandes Wohl und Wehe, und treu zu Kaiser und Reich zu stehen bereit sind, der greife zu. Deutsch-soziale Blätter. M. Bgt.

Aus Tagen deutscher Not.

Von Anton Ohorn.

Mit zahlreichen Abbildungen von Hans W. Schmidt in Weimar.

Schön und haltbar gebunden Preis Mk. 2.—.

Mit heller Freude und sich steigernder innerer Anteilnahme las ich den ersten Band und freute mich, daß dem Versprechen die Tat gefolgt ist. Die Stellen von deutschem Denken sind nicht umsonst gesperrt gedruckt, aber auch ohne diesen äußerlichen Hinweis werden die Herzen eines Knaben oder Mädchens im Alter von 12 bis 15 Jahren höher schlagen und auch Erwachsene gern noch manchmal zu den schönen Büchern greifen.

Im dritten Bande ist Seumes Leben poetisch verklärt und die Not jener Tage, hervorgerufen durch undeutsche Art an deutschen Fürstenthöfen, neben deutscher Art im Herzen eines vaterländischen Dichters trefflich gezeichnet. Eignen sich die drei ersten Bände in erster Linie für Schülerbibliotheken — am besten tut man, gleich einige Exemplare anzuschaffen —, so seien die beiden letzten als Osterprämie für die beiden letzten Schuljahre aufs wärmste empfohlen.

Lehrerzeitung für Thüringen und Mitteldeutschland.

— J. F. Lehmann's Verlag in München. —

Der Löwe von Vlaanderen.

Eine Erzählung für die reifere Jugend

von

Heinrich Conscience.

Aus dem Vlämischen übertragen von A. Schowalter.

Mit zahlreichen Illustrationen von den Malern **J. Hoffmann**
und **Otto Vorsche**.

Preis schön gebunden M. 4.—.

Einen besonders glücklichen Griff hat das Unternehmen mit der Wahl des Löwen von Vlaanderen getan. Conscience, der trotz seines französischen Namens ein durch und durch germanischer, für sein Volkstum glühend begeisterter Mann war, steht in der Reihe derer, die ihr Volk für die vlämische Sache zu erwärmen mußten und wissen, mit an erster Stelle. Es ist eben doch immer der Dichter, der am ersten den Weg zum Herzen seines Volkes zu finden weiß. Ist seine Erzählung auch von Tendenz nicht frei, so ist doch alles, was er bringt, wahr und an vielen Stellen von fortreisender Gewalt, und dann ist der segensreiche Einfluß, den er nach dem Zeugnis eines Berufenen auf sein Volk geübt hat, so groß, daß jede literarische Kritik vor ihm verstummen muß. Ich bin überzeugt, daß der „Löwe von Vlaanderen“ bald ein Lieblingsbuch auch unserer deutschen Jugend werden wird, die aus ihm lernen mag, daß kein Volk verloren ist, solange es sich nicht selbst aufgibt und — solange es von seinen Stammesverwandten nicht im Stiche gelassen wird. Pädagogischer Jahresbericht.

Deutsche Charakterköpfe.

E. M. Arndt, • J. G. Fichte, • Königin Luise, • J. H. von Sietzen, •
Friedrich Wilhelm als Kronprinz.

Herausgegeben von

Werner Bahn.

Mit Bildern von Woldemar Friedrich, Eugen Klimsch und R. Knötel.

Preis schön gebunden M. 2.40.

Dieser fünfte Band von Julius Lohmeyers Jugendbücherei schließt sich seinen Vorgängern würdig an. Wieder ist es ein Altmeister deutscher Jugend-Erzählungskunst, der aus ihm spricht und wieder ist das, was er sagt, voll tiefen Wertes und bildender Kraft. Gleich lebendigen Gestalten zieht eine Reihe deutscher Geistes- und Kriegshelden vor dem Geiste des Lesers vorüber und treffliche Illustrationen von Professor Woldemar Friedrich und Eugen Klimsch verleihen dem schönen Buche einen besonderen Schmuck. Das Werk ist für Geschenkwzwecke ganz besonders geeignet und sollte auch in keiner Schul- oder Jugendbücherei fehlen.

Lina Bodmer.

Eine Erzählung aus der Zeit der Befreiungskriege von
E. Wuttke-Biller.

Mit Bildern von Hans W. Schmidt.

Preis gebunden M. 2.—.

Alle die besonderen Vorzüge, welche den Bänden aus Julius Lohmeyers Jugendbücherei so rasch zu einer so großen Verbreitung verholfen, sind auch dem vorliegenden Bande zu eigen, in dem die bei unserer Jugend so beliebte Erzählerin, Frau E. Wuttke-Biller, eine fesselnde Darstellung deutscher Heldengröße in Zeiten deutscher Schmach, als Hintergrund für eine lebensvolle Episode aus jenen Tagen deutschen Erwachens bietet. Mit warmem fühlen werden die jungen Leser das Schicksal der gleichfalls jungen Heldin verfolgen und sie werden von ihr lernen, treu und deutsch zu fühlen auch in schweren Tagen. Hans W. Schmidt — der berühmte Weimaraner Künstler — hat dem Buche durch seine den Geist der Zeit trefflich spiegelnden Zeichnungen einen reichen Schmuck verliehen. Druck und Einband des mit Faden gehefteten Buches sind vorzüglich.

Admiral Karpfanger.

Erzählung aus Hamburgs Vorzeit

von

Vize-Admiral Reinhold von Werner.

Mit Bildern von A. Hoffmann.

Preis gebunden M. 2.—.

... Es ist eine meisterliche, vom Duft der Dichtung durchhauchte und doch ungeschminkte, wahrheitsgetreue, behagliche Schilderung des Seelebens in allen seinen Reizen, Freuden und Leiden, Mühsalen und Entbehrungen, angeschlossen an die abenteuerlichen, heldenhaften und erhebenden Schicksale des Hamburgischen Admirals Karpfanger aus der Zeit des Großen Kurfürsten. Karpfanger war der bedeutendste Schüler des großen de Ruyter. „Nur die beengenden Verhältnisse seiner Vaterstadt hinderten ihn, so ruhmvoll seinen Weg zu machen, wie de Ruyter.“ Gewiß ist Karpfanger wohl wert, unserer Jugend als nachahmenswertes Beispiel hingestellt zu werden. Von früh auf war er stets bestrebt, sich geistig und fachlich weiterzubilden und verdankte seine spätere hervorragende Stellung, die allgemeine hohe Achtung, die er sich bei hoch und niedrig, in der Heimat wie im Auslande zu erwerben wußte, nur sich selbst und seinen vortrefflichen Charaktereigenschaften. — Jeder Knabe wird aus dem fesselnden Buch reichen Genuß und Gewinn schöpfen. Westdeutsche Lehrerzeitung.



A. HOFFMANN MÜNCHEN

Sagen verweigert das Geleit.

Die großen Heldenjagen des deutschen Volkes.

Für die deutsche Jugend dargestellt von Gustav Schalk.

Mit zahlreichen Abbildungen von Maler A. Hoffmann.

Preis gebunden M. 4.—

Das Buch bringt eine für die Jugend bestimmte Darstellung der großen deutschen Heldenjagen: Nibelungenlied, Gudrunsfage und Dietrich von Bern. Schalks große Heldenjagen verdienen die weiteste Verbreitung, man kann sich kaum ein schöneres Festgeschenk für die heranwachsende Jugend denken, als dieses stattliche, reich und vortrefflich illustrierte, sehr gefällig gebundene Buch.

Wiesbadener Tagbl. 11. XI. 99.

Mit Känzel und Wanderstab.

Fröhliche Schülerwanderungen durch deutsches Land,

erzählt von

Georg Lang.

Mit Illustrationen von H. Lindner u. a.

Preis schön gebunden M. 4.—.

Was hier geboten wird, ist ein echtes Jugendbuch — echt, weil es aus vollem, empfindendem Herzen zur Jugend spricht, und frei ist von jener falschen gemachten Jugendlichkeit, die in unseren „Jugend-schriften“ leider so oft zu finden ist. In abwechslungsreichen Bildern, bald humorvoll, bald ernst und belehrend, führt Lang seine jungen Leser in die Alpen und an den Rhein, durch den Odenwald, den Schwarzwald und an die Nordsee. Kein Knabe oder Mädchen wird das reich illustrierte Buch ohne wahres Vergnügen und wahre Förderung lesen.

Johann Kuny,

der erste brandenburgisch-preussische Negerfürst.

Eine Erzählung aus den Kolonien des Großen Kurfürsten.

Von

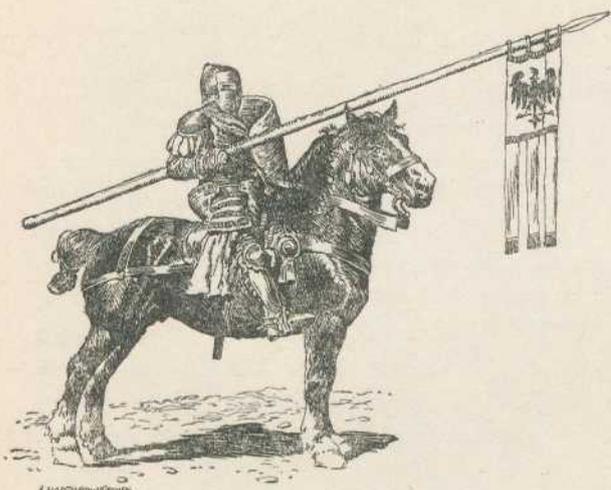
E. Steurich.

Preis schön gebunden mit vielfarbigem Umschlagbild M. 5.—.

. . . . Das Buch behandelt jene Episode der brandenburg-preussischen Geschichte, der noch heute ein Zug echter Tragik anhaftet: Die Kolonialgründungen des Großen Kurfürsten in Afrika. Die Geschichte bietet so viel Tatsächliches und die Persönlichkeit Jan Cunys — wie er in den Akten heißt — ist mit soviel romantischem Schimmer schon an sich umgeben, daß die schaffende Phantasie des Schriftstellers nur leicht umzumodeln braucht . . . Ein Vater, der Wert darauf legt, daß die Phantasie seiner Söhne, anstatt dem „Roten Mann“ auf dem Kriegspfade zu folgen, sich auch mit den Vorgängen der vaterländischen Geschichte beschäftigt, findet kein besseres Buch für die heranwachsende Jugend.

Leipziger Neueste Nachrichten.

Kaiser Rotbart.



Eine Erzählung
für die deutsche Jugend von
Anton Ohorn.

Mit zahlreichen Abbildungen
von
Maler H. Hoffmann.

Preis schön gebunden
mit farbigem Umschlag-
bild M. 4.—

Der bekannte Jugendschriftsteller schildert hier die Kämpfe des großen deutschen Kaisers mit seinen äußeren und inneren Feinden, seine wiederholten Kriegszüge nach Italien und sein tragisches Ende in Kleinasien. Der Verfasser lehnt seine Erzählung an die geschichtlichen Tatsachen an und führt auch bei jeder Gelegenheit in recht interessanter Weise die Sitten und Gebräuche der damaligen Zeit dem Leser vor. In Otto von Wittelsbach, dem treuesten Parteigänger des Kaisers, wird ein echter deutscher Held geschildert, dem jedes jugendliche Herz freudig zuschlägt. Die hübschen Abbildungen begleiten die Erzählung auf Schritt und Tritt und verleihen dem Buch einen Schmuck, der schon ein Durchblättern zu einem Genuße gestaltet.



Hans Stock, der Schmied von Ochsenfurt.

Eine Erzählung aus der Zeit Konradins von Hohenstaufen.

Von **C. Weber.**

Mit vielen Abbildungen von Maler **A. Hoffmann.**

Preis schön gebunden mit farbigem Umschlagbild M. 3.—.



Der Held dieser Erzählung, lebhaften Geistes und von großer Körperkraft, erlernt zuerst das Handwerk seines Vaters, seine Neigung steht jedoch nach einem andern Beruf, dem Kriegshandwerk. Er wird landesflüchtig und zeichnet sich im Heere Konradins des Staufens so aus, daß er nach dem Tode desselben, wegen seiner Aehnlichkeit mit Konradin zum König ausgerufen, das Heer nach Deutschland zurückführt. In der Heimat angekommen, gibt er sich seinen Kampfgenossen zu erkennen und kehrt in seinen Heimatsort und an seine bürgerliche Arbeitsstätte zurück.

Der Trommler von Düppel.

Erzählung aus der Nordmark von Johannes Dose.

Mit 16 Abbildungen und einem farbigen Titelbild von Fritz Bergen.

Preis schön gebunden 3 Mk.

Die Erzählung spielt zur Zeit des großen Kampfes im Jahre 1864. Der Held der Erzählung gewinnt die Herzen der jugendlichen Leser vom ersten Augenblick seines Auftretens an; der Zumutung seiner dänischen Lehrer, sein Vaterland zu verleugnen, leistet er mit mannhafter Entschlossenheit Widerstand und wird dafür vom Gymnasium „infam relegiert“. Kurze Zeit darauf bricht der Krieg aus, der Gymnasiast meldet sich freiwillig zum Eintritt in die Armee und nimmt als „Trommler“ an dem Kampf um die Befreiung seines Vaterlandes rühmlichen Anteil.

Die Mißwirtschaft und Unfähigkeit der dänischen Regierung wird im ersten Teil geschildert, im ferneren Verlauf bildet der Befreiungskampf und weiterhin der erfreuliche Aufschwung der Verhältnisse nach 1864 den Hintergrund der Erzählung.

Gert Janssens Chinafahrten.

Reise- und Kriegserlebnisse eines jungen Deutschen

von

Otto Felsing.

Mit vielen Bildern Mk. 6.—



liches Bildermaterial erhöht den Wert des Buches. Es ist sehr zu empfehlen.

Haus und Schule.

Lebenserinnerungen des Präsidenten Paul Krüger.

Von ihm selbst erzählt. Herausgegeben von A. Schowalter.

Mit dem Bildnis des Präsidenten in Lichtdruck und Bierleisten von Professor Chr. Speyer. Schön gebunden in Leinwand 6 M.

Wie erhehend tritt uns aus diesen Erinnerungen die schlichte Heldengestalt Präsident Krügers entgegen. Wir lernen ihn als kleinen Jungen kennen, der mit den Eltern trecht, hören, wie er schon als kleiner Knabe stets der Anführer der Kameraden ist. Die Jagdabenteuer beweisen seinen großen Mut; mit 9 Jahren schoß er den ersten Löwen im Ansprung nieder. — Die Kämpfe und Verhandlungen mit den Kaffern lassen auch schöne Einblicke in den Geist tun, der dies Volk, das sein Leben ganz auf die heilige Schrift gründete, beseelte. So zieht das heldenhafte Ringen des Burenvolkes vom Anfang bis zum tragischen Ende vor unseren Augen vorüber, geschildert von dem dazu am meisten berufenen Manne, von seinem Führer. Besonders aber auch der reiferen Jugend möchten wir dieses Buch empfehlen und jeder Knabe wird sich freuen, dieses monumentale Werk zu besitzen, schon zum bleibenden Andenken an die bewegte Zeit, in der die ganze Welt die Vorgänge in Südafrika mit Spannung verfolgte. Aber auch vorbildlich in jeder Hinsicht kann ihm die Gestalt Krügers sein. Von Jugend an hart gegen sich selbst, ausdauernd und nie verzagend, ein makelloser Charakter stets von jugendfrischem Geist beseelt, hält er aus bis zum Ende: Bei aller Einfachheit ein wahrhaft großer Mann.



Präsident Steijn u. die Freistaater im Krieg mit England.

I. Teil: Präsident Steijn, von Friedrich Kompel.

II. Teil: Mit den Burenkommandos im Felde, von J. D. Kestell, Seldprediger im Gefolge von Präsident Steijn und General Christian de Wet.

Preis gebunden 8 Mark.

Im ersten Teil schildert uns Friedrich Kompel das interessante Lebensbild des Präsidenten Steijn. Unter den burischen Heldengestalten, die der südafrikanische Krieg gesetztigt, nimmt die des Präsidenten Steijn eine der ersten Stellen ein. Ihm war sein Volk alles. Durch sein Beispiel begeisternd, stets aufs neue mit Rat und Tat eingreifend, nie am Erfolg der guten Sache verzweifelnd, so sehen wir ihn bis zum letzten Augenblick, bis knapp vor dem Friedensschluß vor uns. Da verlagen seine physischen Kräfte, im Dienst des Vaterlandes hat er sich aufgerieben. — Vom zweiten Teil sagt Staatssekretär Reitz, es sei das beste Werk, das über den Krieg geschrieben worden. General Christian de Wet hat in seinem Seldprediger den berufenen Herold seiner Taten gefunden, der es oft viel besser versteht, wie er selbst in seinem eigenen Buche, das zu schildern, was er geleistet hat. Die Bewunderung, die wir seinerzeit aus den Zeitungsberichten für den schwarzen Christian gewonnen haben, der überall und nirgends zu finden war, diese Bewunderung kristallisiert sich beim Lesen der wahrheitsgetreuen Schilderung des Kampfes zu einem festen Gefüge, zu einem achtungsgebietenden Urteil.



Bilder aus der deutschen Seekriegsgeschichte von Germanikus bis Kaiser Wilhelm II.

Von Vizeadmiral Reinhold von Werner.

8°. 618 Seiten Text mit 165 Abbildungen. Preis geb. Mk. 10.—.

Das Buch behandelt die Entwicklung und Geschichte der deutschen Kriegsslotte in folgenden Abschnitten: Sachsen, Wikinger, Hanfa, Vitalienbrüder, Admiral de Ruiter, der Große Kurfürst, die deutsche Flotte, Admiral Tegetthoff, die preussische und norddeutsche Bundesmarine, die Kriegsslotte des Deutschen Reiches.

Die Abbildungen sind teils Originalzeichnungen, teils sind sie aus älteren und neueren Quellwerken mit Sorgfalt ausgewählt.

Zum ersten Male wird hier von einem hervorragenden Sachmanne eine zusammenhängende Geschichte der Entwicklung der deutschen Flotte von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag geboten. Werner schildert uns, wie die deutsche Hanfa eine Weltmacht wurde und England ihre Gesetze aufzwang, wie die nordischen Könige nur mit Erlaubnis der Hanfa ihre Kronen annehmen durften. Was Eintracht stark gemacht, zerfiel durch Zwietracht und mit der Stärke der Flotte ging auch der blühende deutsche Handel zugrunde. Der Große Kurfürst hatte mit weitem Blick die Bedeutung der Flotte erkannt und bot alles auf, sie zu heben und ein Kolonialreich zu gründen, leider vergeblich. Erst 200 Jahre später wurde sein Werk wieder fortgesetzt. Der Flottengründung im Jahre 1848, der norddeutschen und der Reichsflotte ist ein breiter Raum gewidmet. Werners Erzählergabe tritt auch in diesem Buche glänzend zu Tage.

Leben und Treiben an Bord

S. M. Seekadetten- und Schiffsjungen-Schulsschiffe.

Schilderungen nach photographischen Moment-Aufnahmen von
R. Schneider, Marinepfarrer.

29 Abschnitte mit 147 Textabbildungen, 1 Porträt des Prinzen Adalbert von Preußen und 1 Tafel mit Segel- und Takelriß.

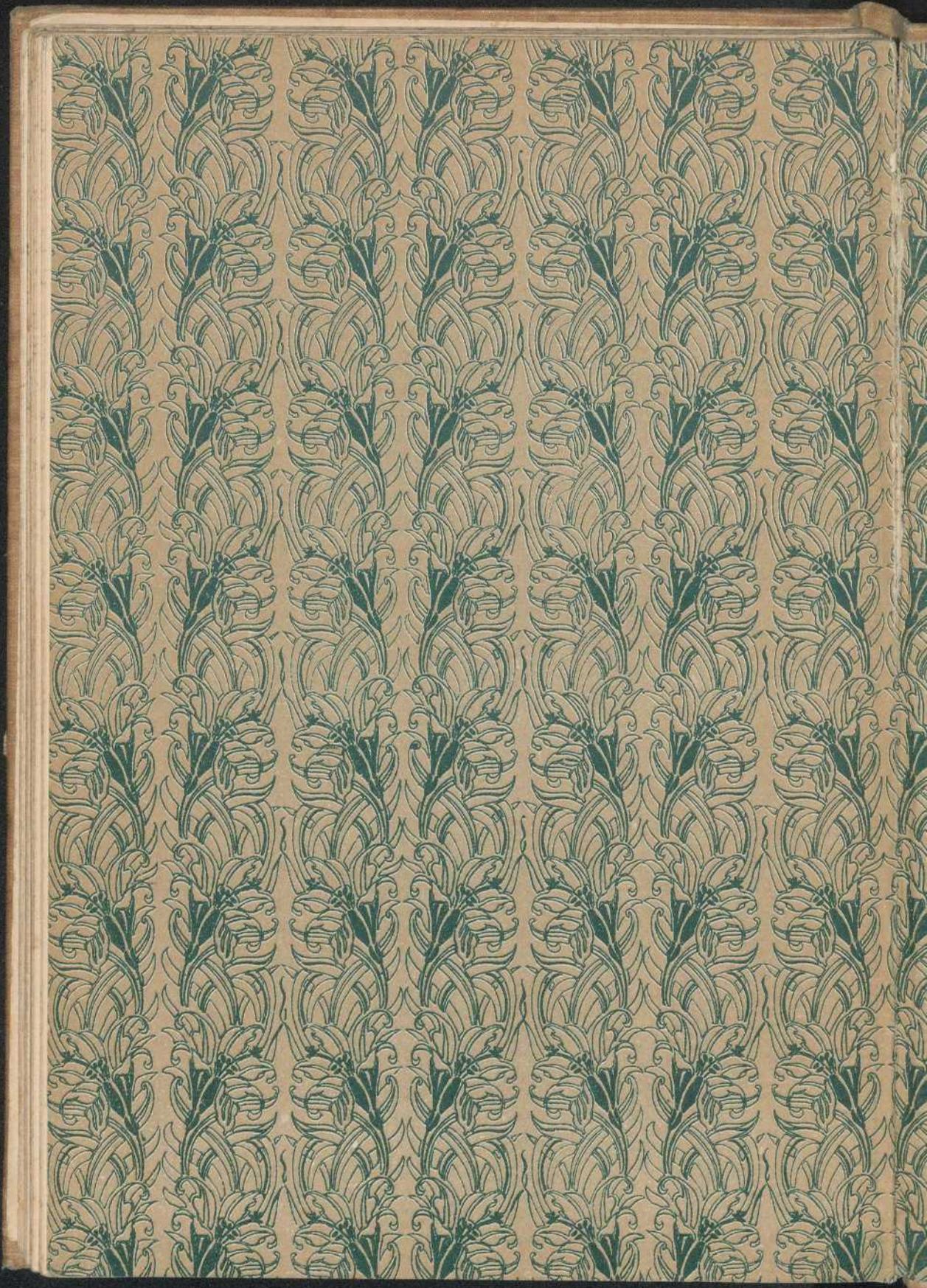
Anhang: Die Offizier- und Unteroffizierlaufbahnen in der Kaiserlichen Marine, wie sie sich nach dem Eintritt als Seekadett und Schiffsjunge entwickeln.

15 Bogen 8°. Preis in Leinwand gebunden mit farbiger Deckenpressung nach einem Entwurf von Maler Fritz Bergen Mk. 4.—.

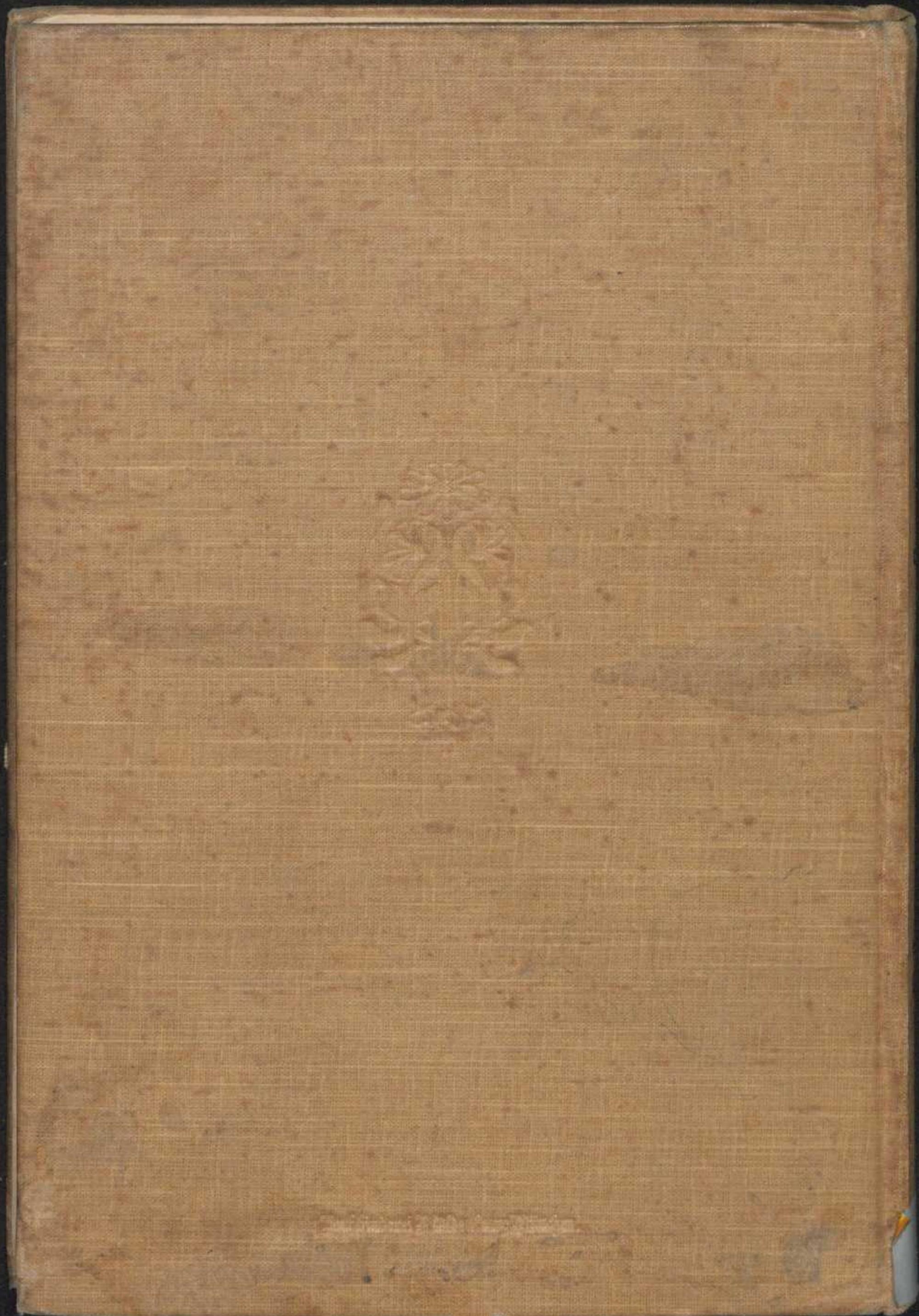
20

Internationale Jugendbibliothek

047002254583







Adolf Kaeberich
1887

Julius Lohmeyers
Vaterländische Jugendbücherei
für Knaben und Mädchen.

Brick
19

Band 2.

Der Raub Strassburgs.

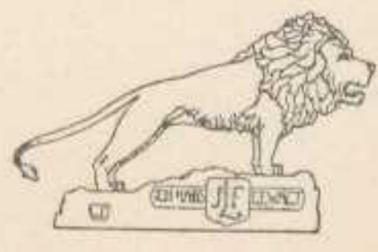
Geschichtliche Erzählung

von

Fritz Lienhard.

Mit Abbildungen von Fritz Bergen und W. Weimar.

— Zweite Auflage. —



München.
J. F. Lehmann's Verlag.

